

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Der junge Künstler. Zeichnung von Ed. Schulz, mit Text von R. Heigel. — Und dennoch! Von Helene. (Schluß). — Die Abenteuer des Zennor Sanchez. Von Ernst Freiherrn von Vibra. — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Vignette von R. Graf Johann). — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau. — Die Brautkrone. Zeichnung von Professor Ad. Tidemand, mit Text von Moriz Landarts. — Eine Stunde auf der interessantesten Brücke Europa's. Von Gustav Rasch. — Das Wahre am Wahrsagen aus der Hand. Von Carus Sterne (mit Abbildung). — Wirtschaftspflaudereien. — Schach-Aufgabe. — Buchstaben-Räthsel. — Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 194. — Correspondenz.

Der junge Künstler.

Originalzeichnung von Ed. Schulz.

Der Mehrzahl unserer Leserinnen sind die beiden Sonette von Anastasius Grün, „Der erste Zeichner“ überschrieben, wohl im Gedächtniß oder im Buch zur Hand.

Zwei Hirtenkinder, Knab' und Mädchen, spielen
Am Felsen bei erlösch'ner Feuerstelle
Die glatte Steinwand zeigt in Sonnenhelle
Die Schatten von zwei kindlichen Profilen.
Der Schwester Anmuth seßelt den Gespielen
Im Dunkelbilde selbst. Daß es zu schnelle
Nicht stehe mit des Nichtes flücht'ger Welle,
Erläut' er sich der stolzen Meist' zu Kielen.

So lauten die Anfangstropfen. Wir haben mithin denselben Vorwurf von zwei Meistern behandelt; Jener bietet ihn in dichterischer Form, der Andere, Eduard Schulz, wählte ihn zum Bilde.

Da mir nicht die Aufgabe obliegt, die Grenzen der Malerei und Poesie hier am Beispiel zu erläutern, darf ich mit glücklicher Unbefangenheit sagen, ich möchte ebenso gern das Gedicht wie das Bild gemacht haben, das heißt, des Lebens Vorgänge mit Künstleraugen wie die genannten Meister sehen können. Und wie wir in diesem Fall an der Wage zwischen beiden Künsten nicht zu rühren brauchen, ist auch das zu erörtern, ob der Maler etwa von den Berufen angeregt worden, durchaus überflüssig. Mag er den Stoff in der Wirklichkeit, auf einem Ausflug über Land, oder in Büchern, im Variari oder in einer Anthologie deutscher Lyriker gefunden haben — er verwerthete ihn in seiner eignen Art und Weise. Wer aber wollte der letzteren den Beifall verjagen? Im engen Rahmen welche Fülle seiner Beobachtung; wie sinnig und gemüthlich das Ganze, wie wahr und doch anmuthig!

Eine Schaar Dorfknaben tummelt sich auf freiem Platz, wo sich alle Vorbedingungen zu einem fröhlichen Nachmittagsrajen und Wasser, Felsen und Hollunderbüsche vereinigt finden. Die blondköpfige Lehrerstochter (oder sollte die zierliche Halskrause von der Nähmaschine der Frau Pastorin stammen?) ist als Aelteste und Schönste unbefrührte Herrscherin. Ach, in der Welt der Kleinen gilt noch in den meisten Fällen die Aelteste auch als die Schönste. Dieses Linchen oder Gretchen aber ist wahrhaft aller Reize voll. Ihr Haar, so dicht als lang, lockt sich dennoch leicht und schimmert in der Sonne wie

das der Gänsehirtinnen im Märchen, welche bekanntlich zu Prinzessinnen prädestinirt sind. Weder der rauhe Athem des Winters, noch sommerliche Gluth können der zarten Färbung ihrer Haut Schaden thun. Die Kleine hält und bewegt sich immer anmuthig und hütet sich unbewußt vor jeder Haft. Der Unterschied zwischen ihr und der stämmigen braunen Liesel*) muß sogar den Dörflern einleuchten; und die Mutter der Braunen ist die Einzige, die ihn nicht herausfindet. Wir schließen das aus der Erfahrung im Allgemeinen und aus der Capuze im Besonderen. Nur ein Mutterherz kann also überflüssig sorgen! ... Welch ein Unterschied ferner zwischen dem schmucken Dorfsträulchen und dem struppigen barfüßigen Hütchen, der, sein eigener Koch, nur eine Mittagschüssel kennt und diese ohne Schlüssel verzehrt. Obwohl wir annehmen, daß auch Jene an derbe und einfache Kost gewöhnt ist, weil sie bei aller Zierlichkeit sehr gesund aussieht. Also auch wenn Zwei Kartoffel essen, ist es nicht dasselbe.

Das scheint verdächtig. Hat er „nachsitzen“ müssen oder über Naturstudien das Mittagbrod vergessen? Ich schließe das Schlimmste, daß er heute überhaupt gestrikt habe, aus Gründen aus, die ihn nichts destoweniger belasten. Er hat nämlich, wie Tafel zeigt, während des Unterrichts Motria getrieben. Sein Blick, statt an des Lehrers Mund zu hängen, schweifte hinaus ins Freie, durch die Fenster der Schulzimmer aber sieht man grade auf die Kirche. Und Hans, seinem dunklen Drang folgend, „riß“ die Kirche ... Das Glück war ihm wenigstens heute hold: Er wurde nicht erwischt, sonst würde er schwerlich das Zeugniß seines Talents und seiner Missethat nach Hause tragen.

Berräth schon die monumentale Zeichnung auf der Tafel, ja selbst die Art, wie er den Hut mit einem Knuff und schief trägt, die künstlerischen Neigungen, so läßt der Vorgang am Weiber durchaus keinen Zweifel mehr, daß wir es hier mit den kleinen Anfängen eines großen Talents zu thun haben.

„Mit schwarzem
Stift verfolgt er
die Conturen,
Die auf der Wand
zur hold'nen
Form sich schin-
gen
Und schmückt mit
Lieblichkeit die
Felsenwände!“

„Die Nachahmung,“ sagt Goethe, „ist uns angeboren; der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt.“

Könnte aber dieser junge Künstler Trefflicheres finden, als den Schatten bannend, das liebliche Profil seiner Spielgefährtin auf den ersten Grund zu malen? — selbst wenn wir den Einfall mit der Lilie (oder ist's eine Königskerze?) seinem gräßlichen Modell gutschreiben müssen.

Aber — wie kam jene Idee in das junge Gehirn? welche geheimnißvolle Kraft läßt die Knabenhand diese Linien kühn und sicher ziehen, während ihr die Haar- und Schatten-

striche des Abo zu des Lehrers Verzweiflung gerathen? wie wird ein Raphael unter Hirten? —

Läßt es sich durch den Darwin'schen Grundsatz von der Vererbung erklären? —

Glücklicher Künstler, der dieses Warum? und Wie so? auf seinem Bilde nicht zu erklären und zu motiviren braucht! Und glücklich ich, der ich mein Schweigen aufs triftigste damit entschuldigen kann, die Geduld meiner Leser schon zu lang geprüft zu haben. So will ich denn nur noch mit dem Wunsche schließen, daß der junge Künstler ein echter Künstler werde, der „mit Göttersinn und Menschenhand vermag zu bilden“, — und daß die Bratkartoffel im Vorder- und der zuschauende



Der junge Künstler.

Originalzeichnung von Ed. Schulz.

Wir übergehn die Andern — es gibt nur Einen, der „unser Gretel das Wasser reicht“. Er ist kleiner, jünger und lange nicht so hübsch, als sie, aber er ist ein Genie Wir fürchten, vorläufig noch ein bummelndes Genie. Denn wie kommt's, daß er allein noch die Tafel trägt, während die sämmtlichen, gewiß ebenfalls schulpflichtigen Altersgenossen durch Nichts mehr an des Tages Amt und Müh' erinnern?

*) Anmerkung. Wir entdecken mit Schreder, daß sich diese Kleine auf dem Wege zwischen der uns zur Beschreibung vorgelegten Skizze und der Ausführung aus der Gesellschaft verloren hat. Sie hatte ein Stumpfnäschen, trug eine Capuze und schien ein gutes Kind zu sein.

Diese im Hintergrunde für des kleinen Zeichners Zukunft nicht allegorisch gemeint seien.

Frügel.

Und dennoch!

Von Helene. (Schluß.)

Frau von Hell brach kurz ab, und erhob sich, vermuthlich meine tiefe Erschütterung gewährend, um mich für jetzt mir selbst zu überlassen. Allerding's war die Wirkung des soeben Gehörten auf mich eine mächtige und von so verschiedenen Empfindungen bewegte, daß mir ruhige Sammlung erstens Bedürfnis ward. Schnellig die freudig begonnene, aber zerstreut fortgeführte Skizze in meine Mappe legend, schritt ich, ganz in den tragischen Abschluß des Schicksals der reizenden Mistref Albri und die Erforschung meines Inneren verjett, in dem dunklen, sich von dem Vorkhäuschen thalabwärts ziehenden Bogengange auf und nieder. Ich war so in meine Gedanken vertieft, daß ich das Nähen mich suchender Schritte überhörte und — wie auf böser That ertappt — zusammenfuhr, als ein Diener des Schlosses mir folgendes Billet überreichte:

Geehrter Herr Richardson!

Die ärztlichen Vorschriften haben meinen Schmerzen unerwartet schnelle Vinderung gebracht, und so würde es mir ein Vergnügen sein, Sie einige Augenblicke auf meinem Zimmer zu empfangen, da ich Ihnen eine Bitte vorzutragen habe, deren Gewährung mich lebhaft beschäftigt.

Lina Albri.

Es ist wohl selbstverständlich, daß diese unerwartete, mir in jeder Hinsicht schmeichelhafte Aufforderung den Sturm meiner Gefühle nicht gerade beschwichtigte, wenn sie denselben auch in andere Bahnen lenkte. Von Theilnahme und Neugier erfüllt und mit vor Erregung klopfendem Herzen eilte ich die schmale Wendeltreppe hinauf, welche von einem der langen, Corridore nach Mistref Albri's Empfangszimmer führte. Was wünschte sie von mir? Welcher Art war der geforderte Dienst, und würde ich ihm zu entsprechen vermögen? fragte ich mich wieder und wieder, ehe ich die Thüre des Heiligthums zu öffnen wagte, welches mir die reizende junge Frau auf einer Ottomane ruhend, einen Tisch mit Schreibutensilien neben sich, offenbar in gleichfalls gespannter Erwartung zeigte. Sie hatte das Haupt auf die linke Hand gestützt, und das durch einen Ausdruck von Schmerz und Sorge doppelt reizende Antlitz lächelte matt unter einem duftigen Spigenhäubchen, als ich mich ehrerbietig näherte. „Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Richardson,“ begann Mistref Albri, indem sie sich mit offener Anstrengung ein wenig emporrichtete. „Meine Tante hat mit Ihnen von mir gesprochen,“ fuhr sie — nachdem ich ihrer Weisung gehorcht — mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit fort, „und mir gesagt, daß sie Ihnen einen tieferen Einblick in mein Geschick und meine augenblickliche Lage gestattet hat, als dies sonst nach so flüchtiger Bekanntschaft üblich zu sein pflegt. Selbstverständlich wußte ich nicht nur darum, sondern es ist dies sogar auf meinen ausdrücklichen Wunsch gesehen, da mir die Erweckung Ihres besonderen Interesses für mich und meinen unglücklichen Gatten noch einen möglichen — vielleicht den einzig möglichen Rettungsanter bietet. Ich erhielt nämlich vor einigen Tagen von dem Director der Irrenanstalt zu R. die mich höchlich erregende Benachrichtigung, daß der letzte denkbare Versuch einer Heilung meines beklagenswerthen Mannes auf einer sofortigen und möglichst unablässigen Zurückführung meiner und seiner Verpflichtungen gegen mich beruhe. Da nun — wie er schreibt — der Director meine persönliche Anwesenheit in der Anstalt in meinem Interesse niemals zugeben, ja von einer solchen aus mehrfachen Gründen nur dringlich und unbegänglich abrathe könne, so sei ihm der Gedanke gekommen: ob nicht der Anblick meines sprechend ähnlichen Porträts die gleiche Wirkung thun und ihm die anscheinend hoffnungslos verlorene Geistesklarheit dennoch zurückgeben könne?“ Ein unwillkürlicher Ausbruch des Staunens entlockte meinen Lippen, doch Mistref Albri fuhr — mich mit schneller Handbewegung um ferneres ruhiges Anhören bittend — in lebhafter, sich steigender Bewegung fort: „Indem der Director durch plötzliche Auffassung meines Bildes in dem Zimmer meines armen Gatten diesem gewissermaßen gewaltam die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit, an glücklichere Tage und Stunden hervorruft, hofft er ihn vielleicht aus seiner entsetzlichen Verhärte zu wecken, den bösen Dämon der Schwermuth und krankhafter selbstquälender Vorstellungen zu verschrecken und ihm die Freude am Dasein, das Licht der Vernunft zurückzugeben. Denken Sie nun, was ich dabei empfinde, werthgeschätzter Herr Richardson, besonders aber auch bei dem Gedanken, daß ein solches Porträt von mir, durch ein Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Umstände, bisher nicht existirt, und mir also dieser einzige Rettungsausweg abgeschnitten ist, wenn Sie selbst mich nicht augenblicklich malen und sich der so sehnlich gewünschten Aufgabe unterziehen wollen?“ — Ein unaussprechliches Gefühl durchzuckte mich bei dieser so überraschend und unbewußt an mich gerichteten Aufforderung, deren Beantwortung wahrscheinlich das Glück oder Elend mehr denn eines Lebens in sich schloß. „Befehlen Sie über mich und meine Zeit!“ stammelte ich, mich auf ihren fragenden, halb beschwörend auf mich gerichteten Blick gewaltam sammelnd. „Was Kunst und Begeisterung für den Zweck und Gegenstand, was meine schwache Kraft zur glücklichen Lösung dieser dankbarsten aller Aufgaben zu thun vermag, das, Mistref Albri, glauben Sie fest, soll zu Ihren Diensten stehen!“ — Sie reichte mir ihre kleine weiße Hand, die ich ehrfurchtsvoll innig an meine Lippen preßte. — „Ich danke Ihnen!“ schlüpferte sie leise und feuchten Auges. „Wenn es Ihnen gelingt, wenn Sie mir ihn retten helfen, bin ich auf ewig Ihre Schuldbnerin. Gott, der Allgütige, wolle das!“ — Und noch flüchtig einige Anordnungen über den Beginn der Sitzungen treffend, wie auch lebenswichtig einfach das Costüm besprechend, entließ sie mich. Schon den Tag darauf sah ich Mistref Albri mit einem, aus Wärme und Wohlkommenheit gemischten Gefühle an der Staffelei gegenüber und begann das Werk, dessen Gelingen oder Mißlingen für alle Beteiligte so unberechenbare Folgen, die wichtigsten Entscheidungen ihrer Zukunft in sich barg. Aber wie süß ich mir das Glück dieses Unternehmens auch ausgemalt, wie fest ich mich gegen dessen Gefahr für mein Herz auch innerlich

gewappnet hatte — die Probe war fast zu stark für mich! So Mistref Albri täglich, stündlich vor mir sehen, ihre kindlich fröhliche, oft wehmüthig süße Stimme hören, das feine Oval ihres Angesichtes, das wundervolle Auge und immer wechselnde Miene spiel studiren und mit seinem vollen, aus der Schönheit und Reinheit ihrer Seele hervorquellenden Zauber auf sich wirken lassen, ohne auch nur mit dem Zucken einer Wimper das sich immer steigende leidenschaftliche Interesse, das verzehrende Feuer des Innern zu verrathen — welche fühlende Brust hätte den Kampf und die süße Qual dieser bittersten und doch köstlichsten Augenblicke nicht verstanden, nicht mit mir um die endlich mich verlassende Selbstbeherrschung zagen und mich hart dafür verurtheilen wollen? „Nur, um Gott! kein Zeichen ihrer erwachenden Reizung, kein Schatten der Erwiederung meiner Leidenschaft von ihrer Seite!“ rang es sich unzählige Male in brünstigem Flehen aus meiner Seele. „Noch dieses Eine zu allem Ueberbringen und ich werde, ich muß, sie nach mir ziehend, zu Grunde gehen!“ Unter solchen und ähnlichen Herzenskämpfen erstand das Porträt Mistref Albri's zu einer mir selbst überraschenden Vollendung. Frau von Hell, welche den Sitzungen mit lebhaftem Antheile gefolgt, der Doctor, ja das reizende Urbild selbst waren entzückt von der geistigen Auffassung und sprechenden Aehnlichkeit, und nach Ablauf von wenigen Wochen konnte der Plan ins Werk gesetzt und die Reise Mistref Albri's nach R. ausgeführt werden. „Sie aber bleiben noch hier mein Gast, Herr Richardson, und versprechen mir Ihre übrigen durch meine unbescheidene Bitte unterbrochenen landschaftlichen Studien zu beendigen und Tante Hell Gesellschaft zu leisten, bis ich Ihnen Nachricht gegeben,“ sagte sie mit bezaubernder Unbefangtheit, als ihr Fuß bereits auf dem Wagentritt ruhte. „Möchte es die so heißersehnte glücklichen Gelingens sein!“ — Konnte ich dazu von Herzen Amen sagen? Ach, ich wußte nur, daß ich elend, durch den Conflict meines Herzens und Gewissens elend, und die von mir selbst herbeigeführte Entscheidung wahrlich der Todesstoß meiner geheimten Wünsche und Hoffnungen sei. — Durste ich da noch zu allem Ueberbringen den fassen Schein, die Lüge auf mich laden? — „Sie sehen krank und angegriffen aus, Herr Richardson, ich fürchte fast, daß Sie sich zu viel zugemüht und durch Ihre rastlose Arbeit geschädelt haben!“ unterbrach Frau von Hell meinen düsteren Gedankengang, nachdem Mistref Albri's Wagen hinter den herrlichen Baumgruppen verschwunden war. „Gönnen Sie sich Ruhe, doch lassen sie uns zuvor noch ein wenig in den Gartenjaal gehen. Die Hitze ist heute enorm, und so wird es dort noch am angenehmsten sein!“ — Dankend folgte ich der alten Dame, deren Gedanken, gleich den meinigen, sich unausgesetzt mit Mistref Albri und dem Erfolge ihres Unternehmens beschäftigten. „Welche wunderbare Fügung, welche Sie, die ahnungslos und unfreiwillige Ursache seiner erneuten Geistesförderung, muthmaßlich noch zu Mistref Albri's Retter macht,“ begann Frau von Hell plötzlich, indem sie mir fest in das Auge blickte. — „Ich, gnädige Frau? In Beziehungen zu Mister Albri's Geistesförderung?“ rief ich fast athemlos. „Ich meine mich verfehrt zu haben. — „Nun werden Sie nur nicht zur Salzsaule, mein bester Herr Richardson, und bedenken Sie, daß es bei solchen seelischen Leiden oft nur eines bedeutendsten Wortes, eines flüchtigen Blickes oder unbewußten Erröthens bedarf, um den grauenhaften Dämon der Eifersucht zu entseffeln und Vernunft und Geistesklarheit von dieser entsetzlichen Krankheit der Seele unterjocht zu sehen?“ — „Eifersucht?“ fragte ich staunend. „Wollen Sie etwa behaupten, daß diese unglückselige, aus Haß und Liebe gemischte Leidenschaft jemals mit Mister Albri's Zustand im Zusammenhange gestanden und von demselben Besitz genommen habe?“ — „Ja, gewiß, Herr Richardson, und zwar unbegreiflicher Weise an jenem Tage der ersten flüchtigen Begegnung mit Ihnen und Ihrem Freunde Wellbrandt zu R. Vielleicht erinnern Sie sich, wie Lina bei ihrem damaligen eiligen Vorüberstreifen im Belleuegarten ein Taschentuch entfiel, welches Sie ihr galant aufzuheben so artig waren. In ihrer momentanen Ueberreizung und Verlegenheit erröthete meine Nichte, und diese natürlichste und harmloseste Gefühlsäußerung gab Veranlassung, Mister Albri's bereits seit geraumer Zeit wieder sehr überreizte Nerven gänzlich zu zerstören und ihn in die Nacht des Wahnsinns zurückzuführen. Seine Majerei und wuthentbrannte Leidenschaft an jenem unglückseligen Abende spottet jeder Schilderung, und es fehlte nicht viel, so wurde nicht nur Mistref Albri's Vater, sondern sie selbst das Opfer davon. Denn daß Schreck, Kummer und Sorge um das Schicksal der unglücklichen, heißgeliebten Tochter und des bedauerungswürdigen Schwiegerohnes den Schlaganfall meines armen Betters herbeigeführt, der dann seinem Leben ein schnelles, gewaltames Ende bereitet hat, das, bester Herr Richardson, ist wohl leider keinem Zweifel unterworfen!“

Daß diese alle früheren Mittheilungen krönende Eröffnung nicht gerade dazu diene, meinen eigenen Gemüthszustand zu beruhigen und mir die qualvoll spannende Erwartung der nächsten Tage zu erleichtern, ist selbstverständlich. Dennoch suchte ich ihrer äußerlich so viel als möglich Herr zu werden, und Frau von Hell, die auch nicht wenig darunter litt, bestrebte sich, unser Stillleben durch Berichte aus meinem Künstlerleben und angenehme Lectüre so viel als möglich zu verkürzen. Freilich that und trieb ich Alles mehr oder minder nur mechanisch und mit der einen brennenden Frage nach dem Ende von diesem Allen auf den Lippen. Aber es ward doch gethan, und das Bewußtsein, Mistref Albri's Wünsche zu erfüllen und Frau von Hell wirklich durch meine Gegenwart zu zerstreuen, gewährte mir eine Art von Erleichterung. Endlich, nach Ablauf von fast einer Woche erschien die in höchster Spannung und Aufregung erwartete Benachrichtigung, welche mir die alte Dame sofort selbst auf mein Zimmer brachte. Mit bebender Hand nahm ich den Brief und las die offenbar in größter Eile und Erregung von Mistref Albri geschriebenen Worte:

„Es ist gelungen! — Noch einmal zieht Hoffnung und Zuversicht in mein Herz, denn ich darf meinen Gatten gerettet und als mir und dem Leben ungetriebenen Geistes zurückgegeben betrachten! Wie groß mein Dank gegen den Allgütigen und demzunächst auch gegen Herrn Richardson, den genialen Künstler und lebenswerthen Menschen ist, wirst Du begreifen, und ich brenne darauf, ihm dies selbst auszusprechen. Hoffentlich geschieht dies noch vor Ablauf eines Monats, und es wird das in ihren kühnsten Träumen kaum mehr erwartete Glück, Dir ihren Gatten geheilt zurückzuführen.“

Deiner

Nichte Lina Albri.“

Schweigend und keines Wortes mächtig gab ich den Brief an Frau von Hell zurück, die einen tief bewegten Blick nach Oben

warf. „Mein armer Bette!“ sagte sie mit warmem Händedruck, „daß er diesen Tag nicht mit uns erleben durfte. Möchte die Zukunft seines Liebblings doch nun eine dauernd vor solchen Erfahrungen gesicherte sein, und der Lohn ihrer hingebenden Treue dem edlen jungen Weibe niemals erneut entzissen werden!“

Die alte Dame ging, um Mistref Albri zu antworten, hingegen um sofort alle nöthigen Vorkehrungen zu meiner Reise zu treffen. In dem Chaos der mich befürmenden Gefühle war mir nur Eines klar: „Niemals, nach dieser Wendung der Dinge, durfte und konnte ich Mistref Albri freiwillig wieder begegnen!“ — Schon nach vierzehn Tagen hatte ich Deutschland Valet gesagt und befand mich auf dem Wege nach Italien.

Monde und Jahre selbst waren in das Meer der Ewigkeit hinabgesunken, als mich mein Weg nach Stadt N. in die alte Heimath meiner Jugend führte. Mit der zu Anfang dieser Zeit zählung geschiederten Absicht, dieselbe noch ein Mal zu besuchen und das alte Haus vor seinem projectirten Umbau mit Bildern und Palette zu vereinen, war ich hierher gekommen, ehe ich von neuem und jetzt wohl auf Nimmerwiedersehen? — von Vaterland und Heimath Abschied nahm. Denn einsamer, als ich stand wohl Niemand in der Welt, und deshalb wußte ich, daß auch Freund Wellbrandt in der Zeit meiner Abwesenheit in Rom und Neapel gestorben war, und es mein Schicksal so gewollt, lieber im fernem America einsam sein. Abgeschossen hatte ich mit der Vergangenheit bis auf eine köstliche Erinnerung — bis auf den unablässigen Gedanken an eine kurze, aber unvergeßlich schön Lebensepisode, welche jetzt, gerade wo ich diesem Schauplatz besserer Vergangenheit für immer den Rücken zu kehren und nun noch meiner Kunst zu leben beschloffen hatte, in Mistref Albri's plötzlicher Erscheinung wiederum, gleichsam verkörpert, vor mir stand. Und nun ihr ahnungslos und unerwartet, wie durch ein unvermeidliches Verhängniß, wieder begegnen, nochmals den ganzen, meine Seele von dem ersten Momente ihrer Bekanntschaft umspinnenden Zauber voll und widerstandslos auf mich wirken lassen, um sie an der Hand des durch mich Geretteten glücklich oder — o entsetzlicher Gedanke! — durch ihn vielleicht wiederum elend — elender als jemals zu sehen — niemals! So erhob ich mich, jedenfalls zu eiliger Entfernung entschlossen und hatte bereits den letzten Ausgangsweg des Gartens erreicht, als Mistref Albri, lieblich, verführerisch wie jemals und doch offenbar durch neue Leiden und Prüfungen heimgesucht und bekümmert, vor mir stand. Mit einer Herzlichkeit, als habe sie mich gestern zuletzt gesehen, trat sie auf mich zu und reichte mir die Hand. „Also dennoch!“ sagte sie bewegt, „ich muß gestehen, daß ich die Hoffnung, Ihnen noch jemals im Leben zu begegnen und Ihnen meinen Dank persönlich auszusprechen, nunmehr bereits längst aufgegeben hatte. Und jetzt —“ sie bedeckte die für einen Moment geschlossenen Augen flüchtig mit der Hand — „liegt in diesem Abschnitt von noch kaum drei Jahren so unendlich viel, daß ich die Aussprache meiner Dankbarkeit leicht hätte vergessen können, wenn das Gefühl derselben gleich frisch und unveränderlich in meinem Herzen lebt! Mein theurer Gatte ist nicht mehr!“ — Wie versteinert blickte ich sie an. Es war als drehe sich die Welt um mich im Wirbelfreie, als habe das Ohr eine Botchaft vernommen, an die das Herz nicht glauben könne, an deren bestimmenden Einfluß auf das Glück oder Elend einer ganzen Zukunft es kaum zu hoffen wage! — „So wußten Sie es nicht, Herr Richardson?“ fuhr Mistref Albri mit Betroffenheit fort. „Ich meine, daß Tante Hell's Brief mit dieser Mittheilung Sie bereits im vorigen Frühjahr in Neapel erreicht, und Sie nur meine Adresse hier in N. nicht wissend, so andauernd und gänzlich geschwiegen hätten!“ — „Nicht ein Wort von Frau von Hell ist jemals bis zu mir gedrungen!“ rief ich vor Erregung bebend, „und mich in Ihre Erinnerung, Mistref Albri, so ohne Weiteres zurückzurufen, wie hätte ich dazu nach Ihrem gerechten Born über mein damaliges plötzliches Verschwinden von Schloß G. wohl jemals den Muth und die Kühnheit gefunden?“ — „Ja, es war Unrecht, sich so absichtlich und ungerechtfertigter Weise meinem und meines armen Gatten Dank zu entziehen, und ich habe es tief empfunden!“ sagte Mistref Albri ernst. „Sich Jemand auf das tiefste verpflichtet fühlen und dieses in keiner Art behändigen dürfen — es war schwer und von Ihnen recht unfreundlich! — Doch, Künstler haben Launen, meine Lina, pflegte mein Mann zu sagen, und wenn irgend Jemand, so hast Du dies sicher Herrn Richardson zu gut zu halten. War er nicht das Werkzeug, mich Dir seelisch und körperlich geheilt zurück zu geben, und sind die Tage endlich neu ermunterter Gesundheit nicht, nächst Gott, nur ihm zu danken? Wie oft hat er dies auch noch später wiederholt, und als ihn nun, in Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde, der Tod ereilte, starb er mit einem Segenswunsche für Sie auf seinen Lippen!“

„Mistref Albri!“ rief ich in nicht mehr zu beherrschender Aufregung, „diese milde gütvolle Beurtheilung müßte ich als unbedeutend und allzubezeichnend zurückzuweisen suchen, wenn nicht tiefere, von Pflichtgefühl und Ehre gebotene Motive meine Handlungsweise bestimmen, die ich Ihnen mitzutheilen jetzt um Erlaubniß bitte. Nicht aus Undank habe ich mir die Marter dieser freiwilligen Verbannung, dieser qualvollen Entfremdung auferlegt, sondern weil ich mich vor mir selbst fürchtete. Schweigend gekämpft und dem Glück entsagen ist schwer, aber in der Nähe des Weffens zu leben und zu atmen, welches uns dasselbe gleichsam verkörpert täglich und stündlich entgegnet, und dabei mit keinem Zucken der Wimper, mit keinem Blick des Auges zu verrathen, was das ganze Sein erfüllt und dennoch zu sagen Verbrechen wäre — ich für mich unmöglichkeit! So aber, Mistref Albri, stand es mit mir, und nimmer — so lange Sie heilige Bande an einen Anderen keteten — wäre ich Ihnen — das schwöre ich! — freiwillig wieder unter die Augen getreten. Jetzt aber, da Gottes allmächtige Hand selbst diese zerriß, und Sie frei, von keiner, als Ihrer eigenen Bestimmung abhängig, über sich zu gebieten haben, jetzt darf, jetzt will und muß ich Ihnen Alles gestehen, muß Sie vor Gott dem Allwissenden fragen, ob Sie meine Gefühle begreifen, ob Sie mir Hoffnung für deren Erwiederung geben und dieses ungefügt und unerwartet hoffte erfolgte Wiedersehen zu dem beglückendsten Begegniß meines Lebens oder zu einer Stunde ewiger Trennung werden lassen möchten?“

Sie erröthete heftig und machte eine halbabwehrende Handbewegung, welche indeßen der volle, alle meine Fiebern durchzuckende Blick erwachender Liebe Lügen strafe. „Nicht jetzt, nicht in diesem Augenblicke,“ stammelte sie mit fast mädchenhaften

Bejahung. „Wer so viel erlebt und erlitten, als ich, der kann und darf nicht übereilt, ohne ernste Frage an sich selbst und die Vergangenheit, den Impulsen des Herzens folgen! Aber bleiben Sie, Herr Richardson, bleiben Sie und gönnen Sie mir Zeit und Ruhe, um mir meines überwältigenden Glückes voll bewusst, um mit klarer, tiefster Ueberzeugung für immer die Thirge zu werden!“

„Ich war zu glückberauscht und durch Lina's „bleiben Sie“ befestigt, als daß ich mich nicht in Alles gefügt und jede Bestimmung der so Heißgeliebten mit Dank und Entzücken entgegengenommen hätte, insofern sie mich die Erwidrerung meiner Gefühle hoffen ließ. Und ich hatte keine allzu harte Probe zu bestehen, denn schon nach Ablauf weniger Tage machte mich Lina's Antwort zum glücklichsten der Sterblichen, ließ es mich, mit der dauernden Heimath an ihrem Herzen, auch die so früh verlorene äußere meiner Kindheit wieder finden. — Da sitze ich denn nun in dem trauten alten Hause, uns Beiden, trotz Allen, was Welt und Verhältnisse bieten, trotz seiner Bescheidenheit ungleich der Stoffe, durch die schönste Erinnerung unjeres Lebens geheiligte Aufenthalt, und schreibe diese Gedankblätter schwerer Herzenskämpfe, hoffnungslosen Entzagens und dennoch so unvermuthet errungener Glückseligkeit nieder. Und während ich die Vergangenheit so noch ein Mal zum vollen inneren Erlebniß gehalte, meine Lina lächelnd und sinnig auf die vollendeten Seiten niedersehend, und ich ihre rosigen Lippen mit heißer Inbrunst an die meinen presse, tönt es mir wie ein Echo aus meinem Herzen in ihrem leisen Geflüster wieder:

„Und dennoch!“

Die Abenteuer des Sennor Sanchez.

Von Ernst Freiherrn von Bibra.

Es ist unmöglich, stets nur von Dingen zu sprechen, welche uns selbst begegnen sind, und unter den tausend Gründen, welche diese Unmöglichkeit bedingen, nur die beiden, daß erstens: Einem nicht Alles begegnen kann, und zweitens: daß Einer Alles, was ihm begegnet ist, nicht wieder erzählen darf.

Lassen wir also einen Andern sprechen.

Den Sennor Sanchez, zum Beispiel, einen vortrefflichen Mann, welchen dem geehrten Leser vorzustellen wir uns sofort befehlen.

Der Sennor Sanchez wohnte in Valparaiso, wo ich seine Bekanntschaft machte, in dem Valparaiso von 1850 nämlich, welches sechzigtausend Einwohner hatte, während es hundert- und fünfzig Jahre früher vierhundert zählte und gegenwärtig deren vielleicht Einmalhundert und zwanzigtausend aufweisen kann.

Die eigentliche Stadt, bewohnt von dem wohlhabenderen Theil der Bevölkerung, dehnt sich lang hin aus, dicht am Ufer der See, hinter ihr aber steigen Hügel und Berge an, auf welchen sich theilweise ebenfalls Gebäude befinden, Häuser reicher Kaufleute, wohl aber auch solche ärmerer Leute.

Einer dieser Hügel, der cerro de carretas, etwa dreihundert Fuß hoch, beherrschte aber (immer 1850) fast einzig diese ärmere Classe und wurde von verschiedenen meiner Bekannten mit wenig Menschenfreundlichkeit „das Lumpenquartier“ genannt, während ich von den Bewohnern des betreffenden cerro als von „unbemittelten, aber redlichen Menschen“ sprach, ein Act der Menschenliebe, welcher mir nicht die geringsten Auslagen verursachte.

In der That aber waren diese meine Freunde auf dem cerro de carretas auch arbeitssame und fleißige Leute.

Die Frauen bereiteten am Sonntage ein Erbsengericht, welches am ersten Tage warm genossen wurde, dann aber, kalt verpeist, bis zum nächsten Sonnabend ausreichen mußte.

Die Männer beschäftigten sich damit, abwechselnd im Schatten oder in der Sonne liegend, der Ruhe zu pflegen und, hatten sie Tabak, Cigarretten zu rauchen.

Bisweilen stieg auch Einer oder der Andere hinunter an den Strand, um einige von der See ausgeworfene eßbare Muscheln zu holen, und wenn es begründet war, daß einige von ihnen, an noch weiter entfernten Theilen der Küste, hier und da ein wenig schmuggelten, so kann dem arbeitssamen Völkchen auch ein zarter romantischer Anhauch nicht abgesprochen werden.

Aber der Sennor Sanchez?

Nun, der Sennor war der Besitzer einer Schenke auf dem cerro, in welcher man vino de Concepcion, Früchte und, wenn ich mich recht erinnere, außer Maisbrod sonst Nichts erhielt.

Es war ein Mann von Mittelgröße mit schwarzen, hier und da bereits ins Graue variirenden Haaren, buschigen Brauen, hagerem, braungelbem Gesichte, und seine Kleidung bestand gewöhnlich aus einem Poncho von blauem Wollstoffe, während die Farbe seiner Leibwäsche höchst wahrscheinlich früher die weiße war.

Der Sennor Sanchez, oder wie er sich lieber nennen hörte, Don Pedro, unterschied sich in Nichts von seinen Mitbürgern auf dem cerro.

Der Zufall führte mich, rückkehrend von der Jagd, in sein Etablissement, und ohne Zweifel war es später größtentheils die Gewohnheit, welche mich öfter dort einsprechen ließ; da man aber nicht immer Gedanken hat, mit den man gerne allein zu sein wünscht, so suchte ich nicht selten einen Landsmann, der eben freie Zeit hatte, zu bewegen, mir dort Gesellschaft zu leisten.

Schwer war es nun zu jener Zeit nicht, in Valparaiso unbeschäftigte Deutsche zu finden.

Es waren in Deutschland Gerüchte aufgetaucht, welche in Californien jungen Kaufleuten die einträglichsten Stellen versprochen, da aber schon in Rio Janeiro, noch mehr aber in Valparaiso zuverlässige, das Gegentheil besagende Nachrichten eingelaufen waren, so zogen viele der jungen Leute vor, in Valparaiso zu bleiben, dort Stellen zu suchen oder mit günstiger Gelegenheit lieber wieder heimzukehren, als auf das Ungewisse hin sich nach Californien zu begeben.

War es aber deshalb leicht, junge, unbeschäftigte Deutsche zu finden, so war es mit desto größerer Schwierigkeiten verknüpft, dieselben zum öfteren Besuche von Sanchez Schenke zu bestimmen.

Es war ihnen, wie sie sagten, dort nicht „sein“ genug, und während ich ihnen den Sinn für das Romantische und Gemüthliche vollkommen abspach, beschuldigten sie mich da-

gegen einer krankhaften Vorliebe für abenteuerliche Schenken, eine Anschuldwigung, welche mir, nebenher gesagt, auch schon in Europa gemacht wurde.

Eines Tages schien es, als wolle auch einer meiner getreuesten Anhänger mir den Gehorjam kündigen.

Mit Vergnügen begleitete er mich auf meinen Jagdstreifereien und war mir bisher dann stets geduldig zu Sanchez gefolgt, heute aber wurde er vollständig widerhaarig.

Für die Jagd, sagte er, sei er schwärmerisch eingenommen, aber er wisse nicht, ob er es ferner über sich gewinnen könne, selbst um diesen Preis nicht täglich in diese abscheuliche Kneipe zu begleiten.

„Jüngling,“ erwiderte ich ihm, „seien Sie nicht undankbar. Ich meine nicht undankbar wegen der Flinte und Zubehör, welche ich Ihnen borge, sondern gegen die Schönheiten, welche uns dieser Gasthof bietet.“

Treten Sie vor die Thür des Hôtels und werfen Sie einen Blick auf diese prachtvolle Aussicht!

Sehen Sie dort die Quebrada de Juan Gomez und bewundern Sie die prächtigen Willen, welche sich die reichen Kaufleute dort erbauten!“

„Ach Gott,“ versetzte er, „ich wollte, ich wäre ein Principal, und besäße auch eine solche Villa.“

„Betrachten Sie diese kleinen, idyllischen Hütten,“ fuhr ich fort, „welche schüchtern neben den Prachtbauten der Reichen stehen, diese Ranchos, in welchen ohne Zweifel die Unschuld und der Friede wohnen.“

„Ich habe an dieser Hütte genug, in welcher wir uns gegenwärtig befinden,“ versetzte er mürrisch.

„Und finden Sie,“ sagte ich, „diesen Blick auf den Campo santo, auf den Friedhof, nicht wunderbar? Scheint es nicht, als habe die scheidende Sonne dort alle Leichensteine vergoldet?“

„Sie rechnen am Ende das Begrabenwerden in diesem verwünschten Lande auch noch zu den Annehmlichkeiten,“ gab er zur Antwort.

„Aber dort die See, die prachtvolle, unendliche, mit den Tausenden von Wundern, die sie in ihrem Schoße birgt?“

„Sie erinnern mich an Thiergeruch, an Salzfleisch, an verdorbenes Wasser, an einen groben Kapitän und an das Ungeheuerlichste, an die Seerkrankheit!“

„So blicken Sie hinunter auf die Stadt mit ihren sechzigtausend Einwohnern und gedenken Sie ihres Fleißes, ihrer Thätigkeit.“

„Ich denke,“ sagte er mit einem halb unterdrückten Seufzer, „ich denke an meine Vaterstadt, obgleich sie nicht halb so viele Einwohner besitzt.“

„Wohlan!“ rief ich, „und die patriarchalische Einfachheit dieser Schenke selbst, sollte Sie diese nicht begeistern?“

„Das ist erst recht das Wahre,“ erwiderte er fast zornig, „sehen Sie nur diesen Kerl an, den Sanchez, wie er heute wieder aussieht! Nicht einmal wie ein Hiesiger, sondern wie ein verkommenner vaterländischer Strolch.“

Nicht vollkommen unwahr war, was er bemerkte. Sanchez trug heute nicht den Poncho, sondern einen ersticklich alten und ziemlich defecten Ueberrock von brauner Farbe und höchst unmodischem Schnitte, dazu eine abscheuliche gelbe Weste und eine hohe Cravatte, wie man sie Anfangs der dreißiger Jahre trug, mit Fischbeinstäbchen gefüttert und mit den weißen, aufrecht stehenden, fast bis an die Augen reichenden, spitzen Streifen, welche man jenesmal Batemörder nannte und von Leinwand verfertigt, während man sie heute umgeschlagen trägt, Krägen nennt und von Papier macht.

Ich lächelte überlegen. Die Jugend denkt nicht weiter, als sie sieht!

Allerdings erschien Sanchez bisweilen in diesem schäbigen, fast lächerlichen Anzuge, aber ich hatte mir die Sache zurecht gelegt und war mit mir im Reinen, was das zu bedeuten hatte.

Es ging auf den Abend zu, und Sanchez beabsichtigte für die Nacht einen romantisch-industriellen Gang. Ein Schmuggelgeschäft vielleicht an der Küste oder ein Abenteuer a la Fra Diavolo auf der Heerstraße nach Santjago, und deshalb die Verkleidung.

„Ich vermuthete zu wissen,“ sagte ich, „warum sich Sanchez heute also angekleidet.“

„Irrte ich mich nun oder sah ich recht, aber es wollte mir scheinen, als hätte bei diesen meinen Worten Sanchez mir einen scharfen Blick zugeworfen, ich hatte aber nicht Zeit hierzu nachzudenken, denn mein Freund rief:

„Ach Gott, das ist mir gleichgiltig, warum er sich heute wie eine Vogelscheuche angekleidet hat, aber was man hier bekommt ist grauenhaft. Diese Süßfrüchte werden Einem mit der Zeit langweilig und sind nebenher ungesund.“

Das Getränk aber, welches nicht süß und nicht sauer, kein Most mehr und doch noch kein Wein, dieser verwünschte sogenannte Wein von Concepcion — —

Er hielt hier inne, denn die Herrin des Hauses, Sanchez Frau, verbeugte sich gegen ihn.

„Ich glaube,“ sagte er dann mit gedämpfter Stimme zu mir, „ich glaube, die alte Hexe versteht Deutsch, haben Sie nicht gesehen, wie sie soeben mir ein Compliment machte, aus Verger vielleicht, oder — —“

Sanchez trat jetzt näher zu uns und sagte in gutem Deutsch:

„Keine Silbe versteht sie, aber sie verbeugte sich, weil sie glaubte, Sie sprächen mit ihr, oder wenigstens von ihr, da sie Concepcion heißt!“

Ich erschraf fast. Wir mochten wohl früher bei Sanchez mancherlei gesprochen haben, was nicht für Jedermanns Ohr paßte, und auch die soeben gemachten Aeußerungen meines Begleiters waren mir jetzt unangenehm. Zu ändern war das aber nun freilich nicht mehr, aber Sanchez nahm jetzt mit einem gewissen spöttischen Lächeln an unserm Tische Platz, indem er sagte:

„Ich kann mir denken, was Ihnen im Sinne liegt, lassen Sie sich deshalb aber keine grauen Haare wachsen. Es war das eigentlich meine Schuld, denn ich hätte Ihnen längst sagen sollen, daß ich ein Deutscher bin.“

Das sah ich jetzt freilich auch.

Er hatte graublau Augen, was ich nun erst bemerkte, obwohl ich eine Minute vorher einen Eid abgelegt hatte, daß er, wie alle anderen Chilenen, schwarze habe.

„Sie haben sich wacker acclimatirt,“ sagte ich, „und die Farbe Ihrer Augen, welche Sie einzig verrathen, überseh ich früher,“ und mein Begleiter setzte hinzu:

„Wie kommt es aber, daß Sie Sanchez heißen?“

Die Frage war nicht besonders geistreich, Sanchez erwiderte indessen ernsthaft:

„Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich in früheren Zeiten die Ehre, genau so zu heißen wie Sie, Müller nämlich, wie ich Sie öfter nennen hörte. Man kann aber, wenn man hier im Lande bleiben will, unmöglich diesen Namen behalten, schon wegen der abscheulichen Verstimmlungen, mit welchen ihn die Hiesigen aussprechen.“

Aber mehr noch meiner lieben Landsleute wegen war ich gezwungen, meinen Namen zu ändern; aus alter Unhänglichkeit an denselben aber nannte ich mich Sanchez, da die hiesigen Namen Sanchez, Partillo, Campo, Alvarez so ziemlich dem deutschen Müller, Meier, Schulze und Schmidt entsprechen, bezüglich ihrer copiosen Anwendung wenigstens.“

„Ist es unbescheiden,“ sagte ich, „wenn wir Sie ersuchen, uns Einiges aus Ihrem ohne Zweifel viel bewegten Leben mitzutheilen?“

„Einiges,“ versetzte er, „mit Vergnügen, aber ich gehe vorher ein ander Getränk zu holen, da mein Concepcion-Wein dem Herrn hier nicht behagt.“

Er brachte in der That in ziemlich kurzer Zeit eine Bowle eines trefflichen, punchartigen Getränkes, zuverlässig mit unverzolltem Rum bereitet, und begann dann:

„Zuerst muß ich Ihnen eine Aeußerung geben, weshalb ich zu Zeiten diesen Anzug trage, der Herrn Müller hier so sehr mißfällt.“

Aber er ist das Flügelkleid meiner Liebe! Ich glaube, daß ich demselben, in erster Hand wenigstens, die Liebe meiner Frau und ebenso meine Freiheit, vielleicht mein Leben verdanke, und wenn ich fürchte, daß meine Gemahlin bisweilen meine übrigen vortrefflichen Eigenschaften für eine kurze Zeit vergessen könnte, wenn ein häuslicher Sturm droht, so bediene ich mich desselben, um diesen Sturm zu beschwichtigen und meiner Gattin die ersten Zeiten unserer Liebe ins Gedächtniß zurückzurufen.“

Dieser zur Zeit etwas schäbige, braune Rock, die Weste und die Cravatte vertreten in meinem Hause die Stelle der Laren.

Ich habe Mancherlei erlebt, Weniges drüben, hier im Lande Vieles, aber das Wenige drüben ist die Ursache aller meiner hiesigen Abenteuer, von denen ich Ihnen aber heute diejenigen erzählen werde, welche in die erste Zeit meiner Ankunft fallen.

Zu zart fühle ich gegen mich selbst, um Ihnen genaue Angaben zu machen, weshalb ich Deutschland verließ.

Man bemühte sich, vielleicht mit einigermaßen zweifelhaftem Erfolge, mir eine sorgfältige Erziehung zu geben, dann verlor ich meine beiden Eltern und einige Zeit darauf fand ich, einiger kleiner Vorfälle wegen, es für höchst rathlich, die heimischen Kluren zu verlassen.

Thun Sie mir die Liebe, zu glauben, ich sei ein unschuldig Verfolgter gewesen!

Glücklich erreichte ich eine bedeutende Seestadt, und da ich beschloß, Dienste auf einem Schiffe zu nehmen, das heißt Matrose zu werden, so that ich sofort die nöthigen Schritte, welche darin bestanden, mich pressen zu lassen, weil ich befürchtete, daß kein Kapitän mich nehmen würde, da ich auch nicht die Spur von Seewesen verstand.

Ich hatte vielerlei von den nächstlichen Preßgängen in größeren Seestädten gelesen und zweifelte keinen Augenblick an dem Gelingen meines Planes, aber ich hatte entschieden Glück. Niemand fiel es bei, mich zu pressen, obgleich ich mich merkwürdig unbesangenen anstellte und die abenteuerlichsten Schenken besuchte.

Da ich aber, in meiner Eigenschaft als unschuldig Verfolgter, dringende Gründe hatte, sobald wie möglich Seeluft zu athmen, ging ich endlich zu einem Schiffsmäkler und besand mich in Folge dessen drei Tage später auf einem Bartschiffe und auf dem Wege nach Peru.

Es war Niemand eingefallen, mich bezüglich meiner nautischen Kenntnisse einer Prüfung zu unterwerfen, und ich selbst vermehrte den Mangel derselben nicht im mindesten, desto schmerzlicher vermehrte ich dagegen eine Menge anderer Dinge.

Das Landrattenleben mit allen seinen Annehmlichkeiten! Hinreichend drücken diese wenigen Worte alle meine Schmerzen aus.

Diese Annehmlichkeiten, welche mir zu Gebote standen, bis die einfältige Geschichte mit der unschuldigen Verfolgung mich auf das Wasser trieb, und welche alle die schönen Dinge des Seelebens, die Herr Müller vorhin nannte, verzweifelt schlecht erstekten.

In Folge dessen wurde ich mißmuthig, träge und verdrossen, und während ich deshalb von den Steuerleuten manchen derben Puff erhielt, wurde ich der Sünderbock des ganzen Schiffes und die Zielscheibe aller schlechten Witze meiner lieben Kameraden, und dies umso mehr, als keine Passagiere an Bord waren, welche sie hänseln und foppen konnten.

Ausreißen!

Ja, ausreißen, und das zwar bei erster Gelegenheit, das heißt in Rio Janeiro, woselbst wir auf etwa acht Tage vor Anker gehen sollten.

Ich schweige von der Schönheit, welche die Küste und der Hafen von Rio Janeiro bietet, sie sind häufig genug beschrieben worden, aber ich sage, daß mir jene palmenbegrenzten Gestade doppelt reizend erschienen, da ich auf ihnen meinen Versuch ins Werk zu setzen entschlossen war.

Ohne Zweifel aber hatte ich mir irgend ein unüberlegtes Wort entschlippen lassen, und als ich um den gewöhnlichen Urlaub bat, um für einen Tag an Land gehen zu dürfen, schlug der Kapitän mir denselben rundweg ab.

Von diesem Augenblicke an änderte ich meine Taktik.

Ich verbarg meinen Verger, und da es, nachdem unsere Fracht gelüftet war, nur wenig an Bord zu thun gab, brachte ich all meine freie Zeit, scheinbar oder in Wirklichkeit, schlafend in meiner Coje zu, und in Folge dessen hörte ich eines Tags den Kapitän zum Obersteuermann sagen:

Wir thaten dem Peter Unrecht. Der Junge ist faul und einfältig, Schlimmes aber hatte er nicht im Sinne.“

Als wir uns aber wieder auf See befanden, besserte ich auch diese Fehler.

Ich arbeitete, so viel in meinen Kräften stand, legte mein verdorrtes Wesen ab, schien nach und nach Geschmack am Matrosenleben zu finden, und selbst die abscheuliche Fahrt um das Cap Horn nöthigte mir keine mürrische Miene ab.

Was meine Kameraden betraf, so kühlten sie nichtsdestoweniger ihren Muth an mir, einerseits aus Gewohnheit und dann wohl, weil kein anderes Subject zur Hand, an welchem sie ihre abgejhmachten Wize auslassen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode.



Ihr Künstler ist in glücklicherer Lage, als

ich. Ein Damenpaar in lichter Tracht (um die Besonderheit des Kleiderschnittes braucht er sich Dank der malerischen Lizenz nicht zu kümmern) unter einem belaubten Baum im Vordergrund, Berg und Thal im Hintergrund — und der „Sommer“ ist fertig. Aber ich Unglückliche, wie soll ich von Trachten berichten, die nicht getragen werden! Grau ist alle Theorie, und im Carton wird ein Costüm nicht modern. Auch in einem nassen Sommer sind die Kornblumen himmelblau und der Klatschmohn feurröthlich, doch das reicht leider nur zu einer Coiffüre hin! Dem „Mailüfterl“ traute ich schon längst nicht mehr, wenn aber auch die Juniuslieder Phrase werden, dann hülle ich mich in den grauen Regenmantel der Resignation, und der Rest ist Schweigen.

Ich weiß wohl, es ist nicht guter Ton, die Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen. Da ich aber nur mit diesem entschuldigen kann, daß ich noch immer Nichts von den Wiener Herrlichkeiten singe und sage, so wird die liebenswürdige Lesererin Nachsicht haben. Vielleicht ist bis zur Zeit, da diese Zeilen in ihre Hände gelangen, der Sommer zur Vernunft, das heißt zu sich gekommen — dann wird Veronika den Kopf wieder hoch, und ihr nächster Brief den Poststempel „Wien“ tragen.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit und die Tochter der Erfahrung. Wahrscheinlich eine Folge trüber Erfahrung ist es, daß die Sommerhüte bereits nicht mehr wie vor Wochen nur Blumensträuße sind, und daß das schwarze Ripps- oder Großgrainband über das farbige gestegt hat. Die Exemplare, die ich bei Gerson sah, sahen schon wieder wie Hüte aus, die Blumenzweige, Tuffs, Kränze und Guirlanden sind wieder, was sie sein sollen, Garnitur, das heißt ein Theil des Ganzen. Ich führe einige Beispiele an:

Schwarzes Basthütchen mit einem reichen Gewinde aus schwarzem Großgrain, einem Büschel schwarzer Straußfedern und im Innern mit einem vollen Kranz weißer Eglantinen, — eine Toque aus weißem englischen Stroh mit sehr hoch aufgeschlagenem Rande, unter welchem Schleifen aus schwarzem Rippsband sich auf das Haar legen; der Rand ist vorn mit einem großen buntenfarbigen Rosenbouquets fest an den Kopf gedrückt, den schwarze Schleifen überdecken.

Ein weißes Basthütchen mit aufrechtstehendem Rande, der das Gesicht einrahmen soll, im Innern mit einem Gewinde aus schwarzem Großgrainband ausgestattet. Ein Kranz vielfarbiger Rosen schlingt sich um den Kopf, an dem vorn, seitwärts eine große schwarze Schleife à la „Lorle“ prangt. Unterhalb des Randes flattern hinten lange ineinander geschlungene Bänder und Schleifen nieder.

Ein schwarzer Basthut, in Form einer Toque, von feinen, tiefblau schillernden Hahnenfedern umkränzt, die zugleich den Kopf einhüllen; ein schwarzes Rippsband verbirgt den Ansatz der Federn, über welche sich vorn auf der linken Seite ein Strauß mattrosa Rosen legt. Verschlungene Bänder fallen hinten herab.

Für die Reife (!?) hat man, als größte Neuheit, graumelirte Filzhüte, die leichter, als Strohhüte sind. Der mittelhöhe, abgerundete Kopf mit einem ungefähr 3 Centimeter breiten, rings nur wenig umgebenen Rande wird von einem graufeideneiigen Gazezeiler umwunden; letzterer ist derartig arrangirt, daß er zugleich das Gesicht umhüllt und im Rücken lang niederwallt.

„Nizza-Hüte“ gehören zu dem Reizendsten, was die Mode für junge Mädchen schuf. Sie sind aus starker weißer Baumwolle und feinem Keisstroh eigenthümlich geflochten. Ihre Form nähert sich derjenigen des „Schäferhutes“, ist ziemlich flach, vorn und hinten nur wenig niedergebogen und deutet den Kopf durch eine leise Erhöhung an. Ein schmaler schwarzer Sammetstreif umsäumt den Rand, der rings mit Sternen

aus schwarzem Sammetband benäht ist. Ein Büschel Sammetstreifen mit einem Bouquet Rosen oder Felsblumen, ziemlich hoch arrangirt, nimmt die Mitte des Hutes ein. Hinten fallen lange schwarze Sammetstreifen und Bänder unterhalb des Randes nieder.

Von den Sommer-Umhüllungen läßt sich bestätigen, daß die Mantillen den Paletots vorgezogen werden. Doch ist ein kurzer, ziemlich enger Sackpaletot mit griechischen Aermeln, welcher der Länge nach gänzlich mit seidnen, 1 1/2—2 Cent. breiten Galons oder Vorten benäht und außerdem mit starken Schnüren, „Fourragères“, geschmückt wird, kleidam und beliebt. Was die Stoffe für Paletots und Mantillen betrifft, so verwendet man außer schwarzem Kaschmir oder Großgrain, besonders „Sicilienne“, einen aus Seide und Wolle gefertigten, stark gerippten Stoff. Zum Ausputz dienen neben der Guipüre und den Schleifen aus Ripps- und Moireband: durchbrochene, von schwarzen Perlen flimmernde Vorten, überhaupt viel, sehr viel Jet, und veruchsweise auch Stahlperlen. Letztere werden aber dann in solcher Fülle angebracht, daß die damit verzierten Mantelets weit eher an „Panzer“, als an ein sommerliches Toilettenstück erinnern. Das geschieht diesem Sommer schon recht! — Für ältere Damen hat man im Magazin Gerson längere Mantillen in Tuch- oder Pelerinenform, diese mit abgerundeten oder eckigen, ziemlich tief niedergebenden Vordertheilen, — für jüngere Damen: Mantillen, die im Rücken bis zur Taille reichen, vorn herzförmig geöffnet sind und ebenfalls tief auf das Kleid fallen. Zu den zierlichsten gehören Mantillen, deren oberer Theil sich- oder pelerinenartig aus Stoff gefertigt ist, während die unteren Theile abwechselnd aus Guipüre-Einsatz und durchbrochenen Vorten zusammengesetzt sind. Schleifen aus Großgrainband fallen im Rücken vom Halsauschnitt bis zum Saume übereinander und von hier in langen Enden auf das Kleid, zieren in verkleinertem Maßstabe die Schultern und schließen unten die Vordertheile ab.

Für den Aufenthalt in den Badeorten hat man Toiletten aus rothfarbenem Batist. Den Rock umgeben fünf gekräuselte Volants, die am oberen und unteren Saume von einem Vorstoß in dunkelblauem Leinen begrenzt werden. Rothfarbene Zwirnfransen und eine ungefähr 3 Cent. breite Blumenbordüre, im erhabenen Plattstich mit weißer und blauer Baumwolle gestickt, ziehen sich um die lange Tunika, die vorn einer Polonaise gleich geöffnet und durch gestickte Spangen aufgekräft wird. Breite und große eckige Taschen, von Stickerei umsäumt, schmücken die Vordertheile der Tunika. Die anschließende Bluse mit schößförmigen Westentheilen wird von einem Gürtel umspannt. Ein Hütchen mit weichem Kopf aus rothfarbenem Batist, mit blauer Einfassung und weiß und blauer Stickerei, und ein Stockschirm mit übereinstimmendem Bezug ergänzen diese geschmackvolle Toilette.

Die Mode gefallt sich in der Erfindung neuer und in der Zusammenstellung eigenthümlicher Farben; ein helles Salatgrün (coeur de laitue) eint sich mit Eidechsengrün (vert lézard), Rosa (rose d'Asie) mit Bronzegrün (bronze chinois), — Mokka mit bleu sayence, — ein blaßes Schwarzgrün (cendre de roffe) mit weißlichem Blau (bleu nacré), — ein weißgräues, ganz zartes Maizgelb (bichette) mit mattem Grün (vert d'océan), — Blauflüß mit rose chair, — Resedagrün mit Wasserblau — ich will sie alle gelten lassen, wenn nur der Himmel sein „Grau in Grau“ in — Himmelblau verändert.

Veronika von G.

Die Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.*)

IV.

Von den verschiedenen Nationen waren die Schweizer und Italiener zuerst mit ihren Ausstellungen fertig; dagegen sind Ende Mai, wo wir dieses schreiben, Deutschland, England und Frankreich zum Theil noch mit Aufstellen beschäftigt, und obwohl bereits manches Hübsche zur Schau steht, sind gerade die bedeutendsten Vertreter des Pariser Kunstgewerbes noch im Auspacken begriffen. Wir wenden uns daher für heute zu den Italienern, die, neben ihren silbollen Schmuckstücken und Majolika's, hauptsächlich durch schön geschnitzte und kunstvoll eingelegte Möbel sich auszeichnen.

Das Holzmöbel hat eine historische Entwicklung hinter sich, die einige kurze Vorbemerkungen nöthig macht, um auch einem mit Stilfragen weniger vertrauten Leser den richtigen Standpunkt für die ästhetische Beurtheilung anzuweisen. Von allen Zweigen der schönen Industrie ist das Holzgeräthe, durch Größe, Bau und Zweck, der Architektur am nächsten verwandt und spiegelt daher die jeweilige Bauform gleichsam im Kleinen ab. In der vorgothischen Periode war alles Schreinwerk geradlinig, viereckig, fest und massiv, wie der romanische Stil. Der Schmuck machte sich hauptsächlich in Gestalt von ornamentalem Schloß und Beschläge geltend. Die Architektur hatte das Möbel noch nicht mit ihrem decorativen Geiste durchdrungen, sondern ihm nur äußerlich das Gepräge ihres Charakters aufgedrückt; es strebte in seiner plastischen Form nicht über seine praktische Bestimmung hinaus, blieb flach, eben listenartig und nahm, wenn es eine weitere Zierde erhalten sollte, zur Malerei seine Zuflucht. Nach Ausbreitung des gothischen Stils verlor sich der Geschmack an buntemfarbigem Schreinwerk, und die Sculptur tritt an die Stelle der Malerei. Die Lehnen und Rückwände der Bänke, Sessel, Chorstühle, Schentische u. werden höher, bedecken sich mit Stabwerk, Spighögen, Ranken und wölben sich zu Baldachinen mit reicher Verbrüung. Die Lehnen und Rücken erhalten den üppigsten Schmuck von vielgestaltigem Maßwerk. Es war dies ein entschiedener Fortschritt zu einer künstlerischeren Gestaltung des Möbels, doch blieben die Grundformen noch ziemlich primitiv, während die Decoration, stachlig und unruhig, sich anstrengt die Starrheit der Hauptform zu überwinden. Aber die ornamentirte Fläche

* Anmerkung des Red. Wir warnen vor unbefugtem Nachdruck obiger Originalberichte des Herrn Professor Pfau, sowie vor Nachbildung der den Text begleitenden Originalzeichnungen.

gruppiert sich nicht hinlänglich, Sculptur und Architektur wissen sich nicht zu einem einheitlichen, dem Zweck entsprechenden Stil zu verbinden, und der gothische Schrein sieht entweder aus wie ein abgehackenes Stück von einem größeren Bauwerk, oder er entwickelt sich, im Gefühl dieser Unzulänglichkeit, gleich zu einem kleinen Gebäude, das den Möbelcharakter ganz verliert.

Wichtiger jedoch, als dieser Wechsel des Geschmacks, ist die Veränderung der Construction, die er zur Folge hatte, und durch welche eine artistische Behandlung des Möbels erst möglich wurde. Die schöne Form im Kunstgewerbe verlangt als erste Bedingung die richtige Verwendung des jeweiligen Stoffes, welche das Charakteristische desselben ausprägt und nicht vergiftet oder gar versteckt. Die romanischen Kasten bestanden aus ebenen, fürs Bemalen hergerichteten Flächen, deren aneinandergesetzte Bretter sich leicht warfen oder spalteten. Jetzt theilte man die Möbel in Felder von der Breite eines Brettes, die man ringsum mit Leisten einfaßte, während man so einerseits eine feste rationale Bauweise herstellte, gewann man auf der anderen eine Abwechslung der Form, welche der Decoration die reichsten Hilfsmittel bot. Das Möbel gruppierte sich jetzt gleichsam von selbst; es sind zurücktretende Füllungen gegeben, welche das Ornament anlocken, und hervortretende Rahmen, die sich ohne viel Mühe in Einfassungen, Stäbe, Pilaster, Frieze, Gesimse u. verwandeln lassen.

Freilich hat die Gothik die Decoration ihrer Möbel nicht bis zu diesem Grade der Vollkommenheit entwickelt; aber sie lieferte doch der nachfolgenden Periode die Mittel, das von ihr angestrebte Ziel zu erreichen. Der Renaissancestil, der sein decoratives Geschick mit Hilfe einer unerhöflichen Willkür für zur Geltung zu bringen weiß, befand sich gerade dieser weniger ernsten Aufgabe gegenüber ganz in seinem Fahrwasser und verstand es vortreflich, das architektonische Element zur Decoration aufzulösen, die flüchtig gewordene Form der Natur des Gegenstandes anzupassen und so dem Holzgeräthe den specifischen Möbelcharakter zu geben. Die besten Holzarbeiten dieses Stils wußten denn auch der ästhetischen Forderung zu genügen und stellten Schränke her, welche, weit entfernt bloß äußerlich verzierte, formlose Kasten zu sein, sich durch geschickte Gruppierung und Verwendung baulicher Formen zu einem künstlerisch empfundenen Ganzen abrunden, ohne deshalb zu kleinen Gebäuden auszuwachsen, zu Produkten des Reihoretts, auf welchen die scharfen und massigen Gliederungen architektonischer Steinhauerarbeit ihre Spuren zurückgelassen haben.

Wir wollen den Schluß dieser kurzen historischen Skizze auf eine nächste Gelegenheit verparen und für heute in die Ausstellung zurückkehren zu den Proben der italienischen Möbelkunst, welche für den soeben besprochenen Gegenstand die beste Illustration liefert. Diese Möbel sind alle im Renaissancestil, dessen Tradition in Italien sich nie ganz verloren hat, theilweise nach alten Mustern oder wenigstens im Charakter derselben ausgeführt. Hierher gehören hauptsächlich die Ebenholzschränke mit eingelekten, gravirten Eisenornamenten und figurlichen Darstellungen von der zierlichsten Ausführung. Aber gerade diese muthen uns, trotz der oft ausgezeichneten Arbeit, weniger an, als einige andere im alten Geiste, aber mit modernem Geschmack behandelten Gegenstände. Bei den meisten jener eingelekten Schränke herrscht in der Gesamtanlage das architektonische Element zu sehr vor; denn die Renaissanceperiode ist, bei oft großen Schönheiten im Einzelnen, weit entfernt lauter Meisterstücke des Geschmacks geschaffen zu haben. Die heutzutage so verbreiteten Liebhaber des alten Tröbels scheinen dies freilich zu glauben, da sie blindlings alles Alte bewundern und Dinge in den Himmel heben, welche von unserer heutigen Kunstindustrie bei weitem schöner gemacht werden. Diese archäologischen Scherbenjammer — die für die Kunst das sind, was der gelehrte Pedant für die Wissenschaft ist, d. h. Geschöpfe, welche durch ein Lexikon oder Compendium mit Vortheil ersetzt werden — waren mir immer höchst fatale Mitbürger; denn Nichts ist widriger, als diese mit Stumpfsinn gepaarte, obligate Begeisterung, welche am Schönsten ohne Verständniß vorübergeht, wenn ihm nicht der Staub des Alterthums einen ästhetischen Passirzettel umgehängt hat. Erfreuen wir uns daher an dem, was schön ist, unbekümmert, ob es von heute sei oder von gestern.

Bei den größern Möbeln jener Gattung steht überdies die feine Verzierung mit der Größe der Fläche in einem Mißverhältniß, ein Uebelstand der gerade zu jener etwas architektonischen Auffassung treibt, weil die ebene für die eingelegte Arbeit nothwendige Fläche in der Hervorhebung baulicher Formen ein Gegengewicht sucht, um nicht zum Kasten zu verflachen. Hierdurch aber wird die Vereinerung von Architektur und Sculptur, worin eben der Charakter des Möbels liegt, verhindert, sich in organischer Weise zu vollziehen. Sehr gut eignet sich dagegen diese Art von Decoration zu kleineren Ebenfurnen; die Leserin soll in der nächsten Nummer einige prächtige Proben italienischer moderner Holzarbeit in Abbildung sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brautkrone.

Gemälde von Adolf Tidemand.

Zu den hervorragendsten Gemälden, die sich im Besitz der Großherzoglich Badischen Galerie zu Karlsruhe befinden, deren Schätze im Ganzen noch lange nicht genug gewürdigt worden sind, gehört ein Werk Adolf Tidemand's, welches ebenfalls einfach schön in der Composition, wie trefflich in der malerischen Ausführung erscheint und zu stets erneuter Betrachtung anregt. Bringt uns dasselbe doch ein äußerst poetisches Motiv zur Anschauung, das bei jedem Beschauer eines anmuthenden Eindrucks gewiß ist. Wir freuen uns deshalb, in der Lage zu sein, heute eine Nachbildung dieses Bildes bringen zu können. Dasselbe versetzt uns in eine Bauernstube Norwegens. Eine alte Frau, von blühenden Enteln umgeben, hat ihre große Truhe geöffnet und holt daraus die Kostbarkeiten hervor, welche sich als Braut schmuck von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Sie hat die Krone einst am Altare getragen, und wehmüthig freudige Erinnerungen ruft jeder Theil in ihrem Herzen wach. Noch einmal zieht die glückliche Jugend, die bei

seligende Zeit des Brautstandes, ziehen die ersten Jahre ihrer Ehe an ihrem Geiste vorüber. So manche Sorge hat seitdem Blatt um Blatt von dem welkenden Baum ihres Lebens geweht, und das erstorbene Blatt und die dorrende Rinde seines Stammes läßt sie nur zu deutlich fühlen, daß bald das letzte Stündlein schlägt, wo dann kein Frühling mehr die vertrockneten Aeste mit frischem Grün zu schmücken vermag! Aber sie darf deshalb nicht klagen: noch freut sie sich eines reifigen Alters, und der Blick auf die heranwachsenden Kinder

Geschenken und all den kleinen und großen Begebenheiten, die sich an dem wichtigen Tage der Trauung ereignen:

„Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwimmt das Herz in Seligkeit!“

Nicht minder aufmerksam, wenn auch mehr neugierig zuschauend, als theilnahmsvoll mitempfindend, sehen die kleinern Geschwister auf die glänzenden Schmucksachen, deren tiefere Bedeutung für sie noch unverständlich erscheint. Sie leben noch ganz in der harmlosen Unbefangenheit einer glücklichen

er die theils noch sehr originellen Sitten und Gebräuche seiner norwegischen Heimat mit geistvoller Auffassung und künstlerischem Schönheitsfönn zur Erscheinung bringt. Während sich viele unserer neueren Genremaler in einem Cultus des Häßlichen gefallen und durch eine Charakteristik, die an die Caricatur streift, Aufsehen zu machen suchen, ist Tidemand immer edel und anziehend in seinen Darstellungen, ohne seine Figuren deshalb der Kraft und lebendigen Individualisirung entbehren zu lassen. Und daß er auch als Historienmaler eine bedeutende



A Tidemand

R. BRENOUARD VA

Die Brautkrone.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Professor Adolf Tidemand.

ihres Sohnes erfüllt sie mit beglückender Freude. Wie staunt das schöne blonde Mädchen, da Großmütterlein alle die Herrlichkeiten enthüllt, und die bunten Sterne der goldenen Brautkrone funkelnd ihr eigenes Bild zurückstrahlen! Ahnungsvolle Hoffnungen schwellen den Busen der erblickenden Jungfrau, die fast noch Kind vielleicht zum ersten Male an ihr künftiges Loos, an die Bestimmung ihres Geschlechts denkt. Wenn auch sie diese Krone tragen wird, die nach norwegischer Sitte den wesentlichsten Bestandtheil des Brautstaates bildet, dann glaubt sie, stände sie am Ziele ihrer Wünsche, und mit andachtsvoller Aufmerksamkeit lauscht sie auf die Erzählungen der Greisin von den Festen und Gebräuchen bei der Hochzeit, den vielen

Kindheit und freuen sich des heutigen Tages, ohne des kommenden zu gedenken!
So begegnen sich in ungesuchter Weise auf unserm Bilde Vergangenheit und Zukunft, Hoffnung und Erinnerung, Kindheit, Jugend und Alter. Und wie sinnig hat der Künstler es verstanden, die wenigen Figuren so fein zu charakterisiren, daß ihre Empfindungen ein nachfühlendes Echo in der Brust jeden Beschauers erwecken! Wahrlich, nur ein Meister ersten Ranges vermag es, einen einfachen Gegenstand so fesselnd darzustellen und seinen Gestalten so viel individuelles Leben einzuhauchen. Daß aber Adolf Tidemand ein solcher Meister ist, das wissen wir längst aus den vielen ausgezeichneten Werken, in denen

Stellung unter den Meistern der Gegenwart einzunehmen vermag, das hat er in einigen großen Altarbildern bewiesen, die er auf den dringenden Wunsch seiner Landsleute für norwegische Kirchen ausgeführt hat. So erhaben diese biblischen Gemälde aber auch sind, so dramatisch ergreifend sein großes Bild „Ein Zweikampf bei einem Hochzeitsmahl“ gleich manchem andern seiner zahlreichen Werke auch erscheint, so begegnen wir ihm doch am liebsten in den idyllisch friedlichen Darstellungen des skandinavischen Landlebens, und unter diesen nimmt „die Brautkrone“ unzweifelhaft einen bevorzugten Platz ein.

Moriz Blankarts,

Eine Stunde auf der interessantesten Brücke Europa's.

Von Gustav Rasch.

Zwischen der ehemaligen Genueserstadt Galata, über deren enge, winklige Gassen und ephemerisch alte Gebäude die Häusergruppen von Pera an grüner Bergeshöhe hinansteigen, und zwischen Stambul, der Hauptstadt des türkischen Reiches, wölbt sich eine hölzerne Brücke über die Ufer des „goldenen Horns“. Die Brücke ist altersschwach und baufällig, wie die Türkei selbst; sie leidet an ähnlicher Entkräftung, wie „der kranke Mann“, der zur Schande des christlichen und civilisirten Europas immer noch an den Ufern des Bosphorus über fünfzehn Millionen Christen regiert, während er selbst es nur auf 850,000 Anbeter des Islams in Europa zu bringen vermag; aber es ist die interessanteste Brücke der Welt. Die Brücken, welche in anderen europäischen Hauptstädten, in London, in Paris, in Berlin, in Wien, in Florenz, in Pest, über die Themse und Seine, über die Spre, den Arno und die Donau führen, verbinden nur die verschiedenen Zeiten und die verschiedenen Elemente der Bevölkerung derselben Stadt; aber die Perabrücke verbindet das Abendland mit dem Morgenland, Asien mit Europa, europäische Cultur mit dem faulen asiatischen Romadenthum, welches in hölzernen Baracken wohnt, mit den Fingern ist, auf der Erde liegt und seinen höchsten Genuß im „Kef“ — im apathischen Nichtsthun — sucht und findet. Auf der Mitte dieser baufälligen Brücke stehend, schaut der Spaziergänger Asien und Europa, tausend Jahre Weltgeschichte und die reichsten landschaftlichen Schönheiten der Welt. Mit demselben Blick umfaßt er den größten europäischen Hafen, das goldene Horn mit seiner Handelsflotte, mit seinen Panzerschiffen, mit seinen Thurmsschiffen und seinen Dampfern, die reichen Ufer des Bosphorus mit ihren bunten Villendörfern und weißen Sultansschlössern, zwei europäische Städte und die größte Türkenstadt in Asien, Afrika und Europa, aus deren sieben Hügel unfluthendem Häusermeer sich die Kuppeln von hundert Moscheen, umgeben von schlanken, weißen Minarets, erheben, auf deren Spitzen der goldene Halbmond im Glanze der Sonne des Orients funkelt. Nirgends auf der Erde existirt ein ähnlicher Blick. Aber interessanter, reicher noch, als dieser Blick ist der Menschenstrom, der täglich vor Sonnenuntergang oder um die Mittagstunde über die alte, baufällige Perabrücke fluthet. Alle Völkerstämme Europa's, Asiens und Africas senden ihre Abgesandten zu diesem Menschenstrom, von den Küsten des indischen Meeres bis zum Nordcap, von der spanischen See bis nach der sibirischen Einöde, von der großen Sahara bis zu den Steppen, welche der Lappe im Renntierschlitten durchfährt; der Neger aus Tombutu begegnet auf der Perabrücke dem Hamburger Kaufmann, der Lastträger aus Anatolien dem deutschen Touristen, der Indier von den Ufern des Ganges dem englischen und dem russischen Botschafter, der Fellah aus Aegypten dem Lord aus Northumberland, die türkische Frau dem Yankee, der aus Boston kommt und über den Ocean gefahren ist, um Constantinopel zu sehen. Doch muß man vor Sonnenuntergang auf die Perabrücke kommen, wenn man den Menschenstrom in seiner ganzen Fülle und bunten Pracht schauen will; wenn der letzte Sonnenstrahl auf dem goldenen Halbmond der Minarets verglüht, ist das orientalische Element aus dem Menschenstrom verschwunden. Der Türke geht mit Sonnenuntergang schlafen. Er zählt die Stunden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Vier Jahrhunderte europäischer Cultur haben die Individualität der „Türken in Europa“ ebensowenig verändern können, wie seine Zeitrechnung.

Landen wir also um fünf Uhr an der Perabrücke, um eine Stunde auf derselben zuzubringen, alle Völkerstämme der Erde an uns vorüberziehen zu sehen und mit einem Blick die reichste landschaftliche Decoration der Ufer zweier Welttheile zu umfassen. Wir kommen aus einem jener schönen Villendörfer am Gestade des Marmorameeres oder an den Ufern des weltberühmten Bosphorus, wo die reichen und vornehmen Bewohner von Constantinopel den Sommer zuzubringen pflegen; Sonnenhitze und Dunst machen während der Monate Mai bis October den Aufenthalt in Pera, Galata und Stambul unerträglich; aus Kadiköi, aus Therapia oder aus Bujukdere und benutzen zu unserer Fahrt einen jener kleinen Dampfer, welche ein Dutzendmal täglich die Verbindung der Hauptstadt des türkischen Reiches mit den Gestaden des Bosphorus und des Marmorameeres und mit den „Prinzeninseln“ vermitteln, jenen Zauberinseln, welche in den durchsichtigen Fluthen des „weißen Meeres“ schwimmen. Die ganze Städteherrlichkeit Constantinopels steigt während der Fahrt wie ein buntes orientalisches Märchenbild allmählig aus dem tiefblauen Strom, auf dessen Wellenspielen noch die goldene Nachmittagssonne funkelt, vor uns auf. Nur mit Mühe und nach vielem Laviren legt der Dampfer an dem Unterbau der Brücke an. Endlich hat die keuchende Maschine ihren schweren Dienst verrichtet; mittelst starker Tauen wird das Schiff an den Balken der Brücke befestigt; ein schmales Brett verbindet endlich das Deck mit dem Unterbau der Brücke. Auf einer wahren hölzernen Hühnerstiege erklimmen wir ihre Höhe. Nun sehen wir oben! Der Menschenstrom, der unaufhörlich von Stambul nach Galata und von Galata nach Stambul fluthet, ist in voller Bewegung; Fußgänger, Reiter, Wagen und Säufner ohne alle Ordnung durcheinander. Ein buntes, jede Minute wechselndes Bild schaut das Auge auf keinem Punkte der Erde! Es ist ein Blick in ein Kaleidoscop menschlicher Gestalten, welches unaufhörlich andere Formen und andere Farben annimmt. Das Erstaunen ist immer neu, wenn der Fuß des Beschauers auf die Höhe der Brücke tritt und wenn er dreißig und vierzig Mal, wie es uns ergangen ist, die schmale, hölzerne Hühnerstiege erklimmen hat. Immer ist das Auge im ersten Moment verwirrt — verwirrt durch den plötzlichen Anblick dieser Städtepracht, dieser reichen landschaftlichen Schönheiten, in welche es tief in den Bosphorus bis zu den weißen Marmorwänden des Sultanspalastes von Dolmabahische taucht und dieses bunten Menschenstroms, unter dessen Wellenbewegung die alte Brücke immer in zitternder Bewegung ist. Ist hier Fasching; ist das ein Carnevalszug, der vorüberzieht, fragt man sich unwillkürlich, zu dem alle Völker der Erde ihre Gestalten und ihre Costüme gesandt haben? Treten wir hart an das Brückengeländer hinan, um nicht mit fortgerissen zu werden, gewöhnen wir das Auge einige Minuten an den bunten Menschenstrom, der vorüberzieht; vielleicht gelingt es uns allmählig, die Umrisse der einzelnen Gestalten auf der Rezhaut des Auges zu fesseln. Aber spannen wir den Sonnenschirm auf!

Es ist ein Junitag. Glühendheiß liegt die Nachmittagssonne auf der schattenlosen Perabrücke.

Musik! Türkische Musik! Eine Compagnie türkischer Infanterie marschirt über die Brücke. Sie kommt vom Exercitien und marschirt nach der Kaserne auf dem Seraskierplatz. Lauter kräftige, großgewachsene und stramme Gestalten, diese türkischen Soldaten, sämmtlich die geschorenen Türkenköpfe mit dem rothen Fez bedeckt; die Uniform: blaue, mit Schnüren bedeckte Jacken, weite, blaue Hosen, an welche sich unter dem Knie Samaschen schließen, wenig kleidsam. Eine bunte Türkentracht würde kleidsamer und charakteristischer sein. Aber die Türkei beabsichtigt ja seit vierzig Jahren, sich zu europäisieren, ohne mit dieser Europäisierung über die Arme hinausgekommen zu sein; und deshalb mußten die halb europäischen, halb orientalischen Costüme die Stelle der bunten Tracht der Janitscharen einnehmen. Zwei dicke Offiziere reiten auf dicken Pferden der Compagnie voran. In der Türkei scheinen alle lebendigen Geschöpfe in einem gewissen Alter dick zu werden. Die türkische Musik spielt den Marsch aus dem Propheten. Aber diese Musikanten sind keine Türken; sie bestehen aus Bulgaren und Griechen; nur der Mohr, der die Trommel schlägt, gehört der orientalischen Race an. Die Türken sind schlechte Musikanten! Der Sinn für Musik geht ihnen eben so ab, wie der Sinn für Malerei und Sculptur. Ein Türke kann nicht unterscheiden, ob ein Orchester gestimmt wird oder ob es eine Beethoven'sche Symphonie spielt. Deshalb gehören die Mitglieder eines türkischen Militärmusikcorps immer den europäischen Völkerfamilien an, und andere Musik, als Militärmusik gibt's in der Türkei nicht. Man kann doch das Gequie der Flöte, welche den Märgenerzähler im Kaffeehause begleitet, oder das Gedudel, bei dem der Dervisch im Kloster zu Pera sich um sich selbst dreht, keine Musik nennen! Die Vertreter der Armee des Padischah, welche die Glieder des kranken Mannes zusammenhält, daß sie nicht auseinanderfallen, haben die Perabrücke passiert, der Menschenstrom hat sich auf beide Seiten der Brücke zusammengedrängt, um der Armee Platz zu machen. Hart vor mir stehen zwei alte Türken in prächtiger orientalischer Tracht, in weiße Kaftans und weiße breite Beinkleider gekleidet; die Füße stecken in rothen und grünen Saffianstiefeln, über welche noch grüne pantoffelartige Ueberstübe gezogen sind. Der Türke kommt ein Duzend Mal des Tages, wenn er in die Moschee geht oder einen Besuch macht, in die Lage, die Stiefel auszuziehen zu müssen; um sich dieser Unbequemlichkeit zu entziehen und nicht auf Strümpfen oder in bloßen Füßen umherlaufen zu müssen, trägt er deshalb vorzugsweise gern Ueberstübe, welche er vor der Thür der Moschee stehen läßt. Am den rothen Fez haben beide Türken turbanartig bunte Tücher geschlungen. Die Gesichter gleichen Masken, obgleich die Züge nicht unschön sind; ein Gedanke ist auf der Oberfläche dieser maskenähnlichen Physiognomien nicht zu erkennen. Der Türke denkt auch nicht; nur das Gedächtniß, nicht der Verstand ist bei ihm thätig. Der Türke fragt nicht, weil er kein Interesse für den Gegenstand einer Frage hat, und liebt es auch nicht zu antworten, weil er zu indolent ist, um sich zu einer Antwort anzustrengen. Beide Türken, welche vor mir stehen, haben weiße, lange Bärte. Wir wissen aber nicht, ob sie alt oder jung sind. Alte Züge und weiße Bärte gelten in der Türkei als Schönheit. Die Bärte werden deshalb weiß gefärbt. ... Die beiden Türken bewegen sich langsam über die Brücke nach Stambul hin; der Menschenstrom ist wieder in Bewegung. Ueberall tauchen aus demselben türkische Frauen auf. Ihre bunten Mäntel, ihre weißen Schleier geben denselben ein durchweg orientalisches Colorit. Blaue, weiße, grüne, gelbe, rothe Mäntel, welche die ganze Gestalt vom Hals bis zum Fuß umhüllen; jeder Mantel hat ein schreiendes Colorit. Der Kopf ist mit einem weißen Schleier verhüllt, welcher die Stirn und den unteren Theil des Gesichts bedeckt, aber so lose, daß Augen, Nase und oft auch der Mund zu sehen sind. Schleier und Mantel nimmt die türkische Frau nur, sobald sie das Haus verläßt. Meistens stecken die Füße der türkischen Frauen, welche hier auf der Perabrücke erscheinen, noch in den gelben, strumpfarbenen Saffianstiefeln, über die sie gelbe, mit kleinen Klötzchen verfehene Pantoffeln gezogen haben, so daß ihr Gang wackliger Art ist, etwa wie der Gang der Enten. Neger und Türken, Armenier, Griechen und Araber schreiten rechts und links an diesen türkischen Frauen vorüber, ohne sie einmal anzusehen. Es ist wider die türkische Sitte, eine Frau auf der Straße anzusehen. Da tauchen aus der Menschenmenge drei sonderbare Gestalten auf, in braune, lange Mäntel gehüllt, die bleichen Gesichter von dunklen, langen Bärten umgeben, auf den geschorenen Köpfen tütenförmige, oben abgeplattete Filzmützen. Es sind Dervische aus dem Kloster von Skutari oder Pera. Es gibt eine Anzahl Dervische in der Türkei, einige siebenzig verschiedene Bruderschaften und Orden, welche in ihren Klöstern Nichts thun, als daß sie einmal in der Woche vor der dunknen Menge ein Schauspiel aufführen, sich in schwindelerregender Bewegung, die Hände ausgebreitet, um sich selbst drehen oder einen geheimartigen Gesang anstimmen. Die Dervische treten zur Seite. Drei Herren in europäischer Tracht, die Strohhüte mit weißen Mullschleiern umwunden, deren gestifte Enden über den Nacken hinabslattern, sprengen in kurzem Galop über die Brücke, die Pferdeführer in türkischem Anzuge mit nackten Beinen gestreckten Laufs neben den Pferden. Wahrscheinlich deutsche oder englische Touristen, welche sich Stambul besuchen wollen! In den holprigen, schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen der türkischen Hauptstadt kommt man nur zu Pferde gut fort. Hart hinter den Reitern schließt sich wieder der bunte Menschenstrom. Da wird er wieder von mehreren Wagen unterbrochen, welche sich einander folgen. Die Wagen haben bunt lackirte, an den Rändern mit vergoldeten Arabesken verzierte Karsten; das in ähnlicher Weise decorirte Coupé ist nach vorn und von der Seite mit Glasfenstern geschlossen. Gestalt und Form der Wagen sind nicht groß und recht zierlich; jedenfalls haben sie ein orientalisches Gepräge. In jedem Wagen sitzen sechs türkische Frauen und Mädchen, alle verkleidert, alle in bunten Mänteln; neugierig schauen die dunklen Augen aus den weißen Mullschleiern auf das Gedränge der Perabrücke. Sie fahren spazieren, diese türkischen Damen, oder besuchen Freundinnen, welche an den Ufern des Bosphorus die Sommerfrische genießen. Spazierfahrten und Besuche bei Freundinnen sind die einzigen Vergnügungen, die sich die türkischen Frauen von Stambul gestatten dürfen.

Da werden wir in unserer Betrachtung gestört! Es zupft uns Jemand an den Kleidern; uns unverständliche Laute, die aber nur uns gelten können, schlagen an unser Ohr. Wir blicken abwärts. Einige bettelnde Weiber und Kinder ziehen über die Perabrücke und verlangen von dem Europäer ein Almosen. Die türkischen Bettler sind die zudringlichsten von der Welt und über-

treffen in dieser Eigenschaft die Bettler von Madrid, Rom und Neapel. Wenn man sie nicht hört, zupfen sie an den Kleidern, bis man ihre Anwesenheit bemerkt. Gibt man Einem von ihnen, so strecken sich sogleich zehn andere Hände aus, um eine Gabe in Empfang zu nehmen. Im Bazar, auf der Perabrücke, auf dem Almeida, auf dem Seraskierplatz, auf dem Treppenweg, den man die „große Perastraße“ nennt, sind sie eine wahre Plage für jeden Touristen. Krüppel liegen im Wege, zeigen ihre Wunden und ihre verkrüppelten Glieder, wie im Prado von Madrid und auf dem Toledo von Neapel oder auf dem spanischen Platz der ewigen Roma — nur mit dem Unterschiede, daß sich die türkische Polizei in Constantinopel um diese Belästigungen gar nicht bekümmert. Dafür sind wir im Orient. Endlich sind wir, nach der Vertheilung von einem halben Duzend halber Pfaster die bettelnden Weiber und Kinder los. Eine neue Erscheinung auf der Perabrücke nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. „Guarda, guarda!“ tönt es durch das Geschwirr und Gekummel des Menschenstroms. Und wieder weichen die Fluthen der Menschenmenge auseinander. Welche sonderbaren Gestalten schreiten von Stambul nach Pera über die Brücke! Ein Duzend Hammaliks nach einander, einzeln oder zu zwei in der Reihe, während zwei andere in einiger Entfernung von ihnen gehen, Alle in tactmäßiger Schrittmittel, mit weit gespreizten Beinen, den Rücken und den Kopf in paralleler Richtung mit dem Boden. Auf dem Rücken tragen sie centnerschwere Lasten, lange, schwere Eisenstangen, ungeheure hölzerne Balken, große, schwere Kisten; Einer schleppt ein Piano; das Instrument ist mit zwei Stricken auf dem Rücken um die Brust festgebunden; vier von ihnen tragen einen von Stricken schwebend gehaltenen Granitblock, die an zwei Balken befestigt sind, welche auf den Schultern der Hammaliks ruhen. Diese vier Hammaliks sind die Einzigen unter dem Duzend, denen die Last gestattet, mit emporgehobenen Köpfen zu gehen. Tactmäßig bewegen sie sich vorwärts, immer mit denselben Beinen zugleich auschreitend, um das Gleichgewicht des viele Centner schweren Granitblocks unter sich zu vertheilen. Die Hammaliks sind die Lastträger von Constantinopel, lauter Anatolien, große, starke Männer, welche aus dem Lasttragen ihren Lebensberuf machen. Sie kommen aus Anatolien, bleiben zehn, zwanzig, dreißig Jahre in der Hauptstadt des türkischen Reiches und kehren dann mit dem, was sie wirklich im Schweize ihres Angeichts, in Sparamkeit und äußerster Mäßigkeit erworben haben, in der Tasche in ihr Vaterland zurück, um dort noch einige Jahre den „Kef zu machen“ und zu sterben. Wie die Dervische, spielen bekanntlich die Hammaliks in allen orientalischen Märchen und Geschichten eine Rolle. Die engen, holprigen, bergauf- und bergabsteigenden Straßen Constantinopels, wo kein Wagen fahren kann, bieten den Hammaliks Gelegenheit genug, ihr schweres und mühsames Geschäft zu betreiben. Wie der Rücken der Esel ist ihr Rücken stark und sicher genug, um jede Last fortzuschleppen. Aber für den Fußgänger in den Straßen von Constantinopel sind sie auch eine Last und Plage. Unausförllich ertönt das „guarda, guarda“ der Lastträger, und jeden Moment ist man, sobald man nicht aufpasst, in Gefahr, von ihren Balken, Eisenstangen und Lasten umgestoßen zu werden. Für die Straßen von Stambul sind die Hammaliks noch lästiger, als die Schaaren herrenloser Hunde. Letztere verstopfen wenigstens nur stillliegend den Weg.

Nun wälzt sich eine Woge des Menschenstroms zu der Stelle der Perabrücke heran, wo wir Fuß gefaßt haben. Hart neben unserm Standpunkt befindet sich eine von den schmalen, hölzernen Hühnerstiegen, welche von der Höhe der Brücke zu ihrem Unterbau hinabführen, wo die Boote anlegen. In einer Viertelstunde geht ein Dampfer nach Kadiköi und nach den Prinzeninseln ab. Armenier, Griechen, Deutsche, Engländer, welche an den Gestaden des Marmorameeres ihre Sommervilleggiatura aufgeschlagen haben, erscheinen, um nach Hause zu fahren und die letzten Stunden des schönen Sommerabends am Meere zuzubringen; dazwischen türkische Frauen, welche in Skutari wohnen, türkische Beamte, welche den Tag in ihren Bureau's in Stambul zugebracht haben, deutsche Kaufleute, welche in Galata ihre Comptoirs besitzen und auf dem Lande schlafen, europäische Aerzte, welche in Constantinopel ihre Praxis ausüben und von der anstrengenden Praxis unter den Myrthen, Lorbeern und Akazien Asiens auszuruhen wollen — wir kennen eine ganze Reihe von diesen asiatischen Sommergästen, denn sie bewohnen mit uns dasselbe reizende Villendorf am Marmorameere. Da kommt Herr Lorebano, einer der reichsten armenischen Kaufleute, da kommt Herr Barbier, ein Böhme, welche die beiden schönst gelegenen Landhäuser in Kadiköi bewohnen; da der englische Telegraphendirector, dort ein französischer Advocat aus dem Elsaß, der sich schon seit länger, als zehn Jahren als Advocat in Galata niedergelassen hat und früher in Algier die Advocatur betrieb — wir sehen sie alle heute Abend auf der Promenade am Meere, wenn der Mond die Gestade des Bosphorus beleuchtet. Nun drei türkische Damen in ihren bunten Mänteln und weißen Schleiern, hinter sich ein halbes Duzend schwarze Sclavinnen in blaugestreiftem Burnus. Der Abendwind weht die Zipfel der bunten Mäntel auseinander; die türkischen Damen sind unter den Mänteln ganz europäisch gekleidet. Jetzt wieder Mohren, Türken, Armenier, welche in Skutari wohnen; ein europäisch gekleideter junger Mann taucht unter dem Schwarm auf und ruft uns in deutscher Sprache ein „Guten Abend, Sie kommen wohl mit dem letzten Schiff?“ zu. Es ist der preussische Consul, Herr von Gramatyki, der uns Abends auf der Meerpromenade wunderbare Dinge von türkischem Justizwesen und türkischer Verwaltung erzählt. Der ganze Schwarm verschwindet in der Tiefe auf der Hühnerstiege; es war hohe Zeit; der Dampfer pufet zur Abfahrt, und die Landungsbrücke sollte gerade fortgezogen werden. Wir blicken ihm einige Minuten nach; da dampft das kleine Boot bereits um die Spitze des alten Serails herum, von dem der letzte Brand Nichts übrig gelassen hat, als die prächtigen Baumgruppen. Dann schauen wir wieder auf die Brücke.

Die Abendsonnenstrahlen funkeln immer noch auf den Metallkuppeln und auf den Spitzen der Minarets der Moscheen von Stambul. Am prächtigsten treten in dem orientalischen Märchenbilde die großen Kuppeln der Na Sofia, von der die griechischen Geschichtsschreiber sagen, daß sie fertig vom Himmel gekommen sei, die Achmedia mit ihren sechs Minarets, die größte Moschee am ehemaligen Hippodrom, aus deren weiten Höfen alljährlich die große Pilgerkarawane die Reise nach Mekka antritt, und die Suleimanje hervor, welche der blutige Sultan Suleiman zur Zeit der höchsten Blüthe und der größten Macht des türkischen Reiches erbaut hat. Der weiße Seraskierthurm auf dem Seraskierplatz, von dem man eine Rundschau hat, wie nirgends auf der Erde, erscheint ganz wie in rothem Licht getaucht. Die orientalische Abendsonne hat seine schlanke Gestalt in einen rothen Feuermantel ge-

hüllt. Unsere Blicke schweifen von der Türkenstadt nach der alten Genueserstadt am andern Ufer des goldenen Horns, nach Galata hinüber. Der altersgraue Thurm von Galata, den noch die Genueser gebaut haben, blickt uns düster an, wie immer; selbst die Abendsonne des Orients vermag diesen alten, ephubewachsenen Mauern kein anderes Colorit zu geben. Halt; ein Kanonenschuß vom Thurm von Galata; noch einer, noch ein dritter Kanonenschuß! Es ist Feuer in der Hauptstadt des Türkenreichs ausgebrochen. Die Feuerwächter auf dem Thurm von Galata haben das Zeichen gegeben. Wo brennt es? Drüben in Pera! Dampf- wolken wübeln in der Nähe des Derwischklosters auf. Nun, Feuersbrünste sind in Constantinopel ein täglich vorkommendes Ereigniß! Vor vier Jahren brannte mehr als die Hälfte von Pera nieder; im Jahre 1863 verzehrten die Flammen das alte Serail und ein Drittel von Stambul. Der Menschenstrom wogt trotz der Feuerwächter auf dem Thurm von Galata weiter. Wir schauen wieder auf den Menschenstrom. Pferde, türkische Wagen, buntpelzerte Sänften, in denen türkische Frauen von Hammalits getragen werden, tauchen zwischen den bunten Trachten und Mänteln auf. Ein europäisch gekleideter Reiter, den leichten Strohhut mit dem weißen Mullschleier umwunden, reitet im Schritt über die Brücke, neben sich und hinter seinem Pferde sechs Hammalits, welche schwere Säcke auf ihrem starken Rücken schleppen. Er lenkt sein Pferd zu uns hinan. Wirklich, es ist unser Freund Heinrich Hartert, der Verwalter der Millionen des Balthazarschen Erbes, der auch seine Sommervilleggiatura am Marmorameere in Asien aufgeschlagen hat. Er kommt aus Stambul und reitet nach seinem Comptoir in Galata. Wir deuten auf die Säcke der Lastträger, die sein Pferd umgeben. „Der Finanzminister hat wohl endlich die fälligen Zinsen Ihres letzten Darlehens an die Hohe Pforte bezahlt?“ rufen wir ihm lachend zu. „Endlich“, ruft er vom Pferde, „hunderttausend Piaster; es hat Mühe genug gekostet. Wenn ich das Geld bei mir in Galata abgeladen habe, komme ich mit dem Raik nach Kadikoi. Der letzte Dampfer geht zu früh ab. Um acht Uhr also bei Tisch!“ Dann verschwindet er mit seinen beladenen Begleitern im bunten Menschenstrom am Ende der Brücke, deren Brückenzoll ihm kürzlich verpfändet ist. Eine ganze Heerde von Eseln mit hochbeladenen Fruchtkörben trottel gleich darauf an uns vorüber. „Guarda, guarda!“ ertönt es wieder aus dem Munde der Treiber. Und neuerdings drängen wir uns an das Brückengeländer; denn eine Heerde von Büffeln zieht vorbei, umgeben von türkisch gekleideten Reitern. Die Heerde gehört dem Sultan, wie wir an der halb türkischen, halb europäischen Kleidung der Reiter sehen. Da klopf uns eine Hand auf die Schulter, neben uns steht wieder ein Bekannter, den wohl jeder Deutsche in Galata und Pera kennt. Es ist Herr Ignaz Vogl, aus einer der ältesten österreichischen Familien stammend, welche die Frankstadt bewohnen. Ueber zwei Jahrhunderte ist die Familie schon in Pera ansässig. Herr Ignaz Vogl hat zuerst das Bier in der Türkei eingeführt. In dem Bierhause, welches er in Galata nahe bei der Brücke errichtet hat, trinkt man das beste Bier in Constantinopel. In demselben Moment fährt ein mit prächtigen Pferden bespannter Wagen über die Brücke; einige türkische Reiter voraus, um Platz zu machen. Durch die geschlossenen Glasfenster des Wagens schaut das bleiche und kranke Gesicht eines Mannes, das Haupt mit dem rothen Fetz bedeckt. „Ali Pascha, der Großwesir“, sagt unser deutscher Landsmann, „er schaut sehr krank aus. Wie ist's mit dem Diner morgen bei Ali Pascha, zu dem Sie geladen sind?“ — „Das Diner findet nicht statt. Der Großwesir ist zu krank. Der Sultan wird das Fest seiner Thronbesteigung ohne Diner beim Großwesir feiern.“ Heute, wo wir schreiben, ist der mächtigste Mann im Türkenreiche bereits ein todtler Mann. Auf der Perabrücke haben wir ihn zum letzten Male gesehen.

Unten an der Brücke pufst und leucht wieder ein Dampfer. Es ist der letzte Dampfer, der heute nach Asien hinüberfährt. Und wieder löst sich eine Welle von dem Menschenstrom der Perabrücke und wälzt sich auf die Stelle des Geländers zu, wo die Hühnerstiege mündet. Es sind die letzten Reisenden, welche heute aus Europa nach Asien fahren; wieder Vertreter der verschiedensten europäischen und asiatischen Stämme, Türken, Armenier, Griechen, Europäer, Araber, europäische und türkische Damen mit Kindern und Sklavinnen, alle Trachten neben- und durcheinander. „Steigen wir hinab“, sagt Freund Vogl, „der Dampfer wird sich sehr füllen; halt, da ist Dr. Hagel.“ Und aus dem Menschenstrom steuert ein kleiner, aus klugen, braunen Augen uns freundlich anblickender junger Mann auf uns zu, über die Schulter einiger Negerknaben und die Hand entgegenstreckend und „guten Abend“ rufend. Es ist Dr. Hagel, einer der beschäftigtesten österreichischen Aerzte in Constantinopel. Mit uns klettert er die Hühnerstiege hinab. Nach fünf Minuten sitzen wir neben einander auf dem Deck des Dampfers, welcher durch ein großes Stück Segeltuch in zwei Theile getheilt ist. Die von uns durch die Segeltuchwand getrennte Abtheilung heißt der „Harem“. Den Harem benutzen die türkischen Frauen bei der Ueberfahrt. Wie ein Zug Hühner kriecht der ganze Schwarm, der mit uns die Stiege hinabgeklettert ist, mit Sklavinnen und Kindern hinter den Vorhang. Noch zehn Minuten, und wir dampfen an der Waldspitze des alten Serail vorüber in das Marmorameer nach den Gestaden von Asien.

Das war eine Stunde auf der Perabrücke, auf der interessantesten Brücke Europas, im rothen Abendsonnenschein eines Juniabends! Auf derselben Stelle stand auch einmal vor Jahren ein Engländer, wie man uns in Constantinopel erzählte, der über das schwarze Meer gekommen war, eine Stunde auf dieser wunderbaren Brücke zubrachte und dann weiter fuhr durch die Dardanellen in das aegäische Meer und nach Aegypten, ohne den Fuß an das Land gesetzt zu haben. Der sonderbare Engländer hat Recht gehabt! Wir wollen es nur gestehen. Er nahm die Erinnerung an eine der wunderbarsten und prächtigsten Städte- decorationen mit sich nach Hause in seine Cottage nach dem grünen England; wir blieben vier Wochen in Kadikoi und langdeten alle Tage an dieser wunderbaren Brücke, welche den Orient mit dem Occident verbindet, und schritten täglich hinein in das Gemirr von Türkenhäusern in Stambul, in die Frankstadt Pera und in die Handelsquartiere von Galata und ritten in die entferntesten Winkel der Türkenhügelstadt, welche die Europäer selten besuchen, und stiegen auf die Thürme und trocknen zwischen den Barken und Schiffen des Hafens umher — und rissen uns selbst täglich von dem wunderbaren Märchenbilde, welches wir von der Wunderbrücke von Pera gesehen und was uns am ersten Tage so entzückt hatte, ein Stück nach dem andern ein, daß nach einigen Wochen die Felsen heruntergingen, daß die Farben löschten und daß wir in den letzten acht Tagen kaum das Schiff erwarten konnten, welches uns in einer leuchtenden Vollmond-

nacht fortführen sollte an den Dardanellenschiffen vorüber in ein anderes Meer und in ein anderes Land. Wie beneideten wir jenen Engländer, den wir, als wir von seinem Heroismus hörten, sich das Wunderbild nur aus der Ferne anzuschauen und es nicht zu berühren, für toll erklärt hatten! wie beneideten wir ihn jetzt! Er nahm in seiner Erinnerung das Wunderbild mit sich nach Hause in seine stille Cottage nach dem grünen England — rein, unverwundet und unversehrt....

Das Wahre am Wahrsagen aus der Hand.

Von Carus Sterne.

Der Drang, die Zukunft zu erforschen, liegt tief begründet in der menschlichen Natur und Geistes-Anlage und ist zu allen Zeiten vorhanden gewesen, am stärksten hervortretend in den Unglücks-Perioden. Jeder denkt täglich an die Zukunft, jeder malt und prophezeit sie sich selber und zwar um so lieber, je weniger sie bereits eine bestimmte Gestalt gewonnen hat, ja, im Grunde besteht in diesem Träumen von der Zukunft ein großer Theil des Glückes der Gegenwart. Auch ist es klar, warum Menschen, denen ihr Ziel nur sehr undeutlich vorschwebt, wie Abenteurer und energielose Personen, am meisten auf Wahrsagungen geben werden, ebenso alle diejenigen, welche eine glückliche Fügung durch die Hand der Fortuna nur erwarten, und wenig beeinflussen können, wie z. B. junge Mädchen und Kriegsknechte, während besonnenere, selbstvertrauende Männer nicht so leicht eine Wahrsagerin aufsuchen werden.

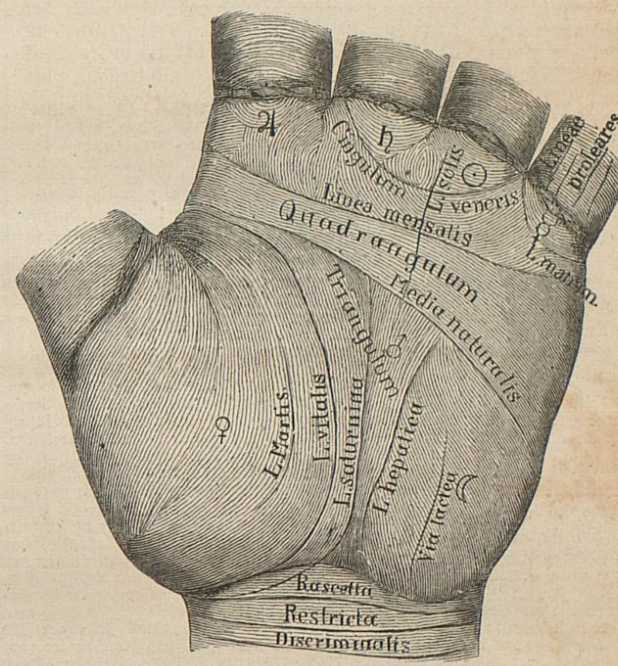
Wir übersehen es gern, daß heutzutage die mantischen Künste wieder aufleben, daß sich in den gelesesten Berliner Zeitungen täglich drei bis vier Wahrsagerinnen empfehlen, und mögen uns dabei erinnern, daß in unierer nordischen, zum Nachdenken ermunternden Klima doch eigentlich dieser Drang zu wissen, wie der oder die Geliebte beschaffen sein werde, — denn das ist der Mittelpunkt des Zukunftsstrahmens — viel weniger die Oberhand gewinnt, als in südlicheren Breiten, wo Alles zum Träumen einlädt. Schon in Frankreich ist das Geschäft der Wahrsagerinnen viel lucrativer, nur dort konnte ein Nostradamus und eine Genovard günstigen Boden finden, nur dort konnte eine solche alte Kunst wieder aufleben und zur Modesache werden, wie neuerdings die Chiromantie oder Handwahrsagung. Seit einigen Jahren besteht man dort in den besten Cirkeln einander die Hände und klistert sich Geheimnisse zu, die man in den Hieroglyphen des Handtellers irgend eines jungen Mannes gelesen, der unbesonnen den Handschuh von der verrätherischen Fläche gezogen.

Bei uns lebt die Chiromantie mehr in der Poesie fort: Zigeuner-Romane und Zigeuner-Opern, vor Allem das reizende Kind der Poesie und Musik, Preciosa, erhalten das Andenken an die alte Kunst lebendig. Wenigen sind die Grundlinien dieser Aberglaubensform bekannt, und doch verdient sie, schon wegen der außerordentlichen Bedeutung, welche man ihr Jahrtausende hindurch beigemessen, daß man sich einmal ein Viertelstündchen genauer mit ihr beschäftige. Die Chiromantie entspringt einer doppelten Wurzel: Zunächst aus astrologischen Träumereien, die im Menschen ein Abbild des Weltalls, einen Mikrokosmos vermutheten, und demgemäß annahmen, daß sich die Planeten- und Sternen-Constellationen, welche seine Geburtsstunde und damit seine ganzen späteren Schicksale beherrschen, auch auf seinem Körper sichtbar ausdrücken. Es ist mithin auch die Chiromantie nur ein besonderer Auswuchs der Lehre von der Signatur, welche im Alterthum und namentlich im Mittelalter die gesammte Naturwissenschaft beherrschte und welche in der äußeren Form und Zeichnung eines Naturwesens, also z. B. in der Zeichnung der Aederchen eines Blattes, auch den ganzen Charakter, Kräfte und Bestimmung der Pflanze ausgedrückt glaubte. Meinte man nun jene Zeichenschrift auch beim Menschen im Gesicht, auf der Stirne und am ganzen Körper zu lesen, so schien doch die Hand, entsprechend dem Pflanzenblatte, das eigentliche für diese Geheim-schrift bestimmte Blatt. „Gleich wie die Zunge“, so sagt ein altes Planetenbuch, „ein Werkzeug des menschlichen Gemüthes, also ist auch die Hand ein Instrument des ganzen menschlichen Leibes, indem sie durch den Rath und Gutdünken des allerweisensten Gottes, einem jeden Gliede desselben verordnet ist. Kann derwegen ein Vernünftiger gar leichtlich verstehen, daß auch in der Hand von jedem, oder wenigstens doch von den vornehmsten Gliedern, als dem Herzen, Hirn und Magen u. s. w. einige Linien befunden werden, dadurch sich derselben Beschaffenheit äußerlich hervorweise, welches denn der Augenchein und Erfahrung längstens erwiesen hat, maßen allbereit vielen bekannt, daß, welche Menschen eine große Lebenslinie haben, oder Durchschnitt ohne Riß, dieselben allgemein ein sehr hohes Alter erreichen.“ Die zweite und reellere Grundlage bot die physiognomische Betrachtung der Körperformen, welche aber im Alterthum und in späteren Zeiten völlig von den astrologischen Meinungen niedergehalten wurde, und deshalb erst in neuerer Zeit, wie wir sehen werden, auch was die Deutung der Handformen betrifft, den Anlauf zu einer wissenschaftlichen Behandlung genommen hat.

Wir werden nunmehr in der Kürze versuchen, eine Idee von dieser chiromantischen Wissenschaft zu geben, wie sie ehemals an den Universitäten gelehrt wurde und in zahllosen Schriften abgehandelt ist. Zunächst wurde hierzu der Handteller nach den ehemaligen 7 Planeten in 7 Regionen getheilt, die mit Ausnahme der seine Mitte einnehmenden Grube des Mars (Cavea Martis) und des dem Daumen gegenüberliegenden Mondberges (Mons Lunae) auf die Muskelpartien an der Wurzel der einzelnen Finger vertheilt sind und Berge (Montes) genannt werden. Die bekannten astrologischen Kalenderzeichen deuten auf unferer Figur die Vertheilung und Namen dieser Berge an. Zwischen denselben ziehen sich nun 4—5 Hauptlinien und einige Nebenlinien, aus deren Stärke, Länge, Richtung gegen die verschiedenen Berge, Verästelung, Unterbrechung durch Querstriche u. d. ganze Mensch nach seiner Gesundheit und Lebensdauer, Gemüthsrichtung Tugend und Laster beurtheilt, so wie desselben Schicksale, Gefahren, Lebenslauf, Ehe und Nachkommenschaft erkannt wurden. Da diese Linien in den meisten Händen in ähnlicher Weise wiederkehren (wie denn der berühmte Chiromant Joh. Ingeber, dessen Lehrbuch dieser Wissenschaft viele Auflagen erlebt hat, versichert, er habe unter den Tausenden der von ihm untersuchten Hände nur einmal eine vollkommen linienlose gefunden), so legte man denselben bestimmte Beziehungen zu den Körper- und Lebensverhältnissen bei. Doch nahm man an, daß diese Linien nicht vor dem 10. Lebensjahre ihre volle Ausbildung zu erhalten pflegten, daß dann aber für beide Geschlechter (d. h. im Großen

und Ganzen) die Bedeutung dieselbe sei, und daß die linke Hand dieselben Anzeichen ergäbe, wie die Rechte. Merkwürdig ist allerdings, daß bei der großen Verschiedenheit der Vertheilung dieser Linien unter verschiedenen Menschen doch die Figur bei derselben Person in beiden Händen fast genau übereinzustimmen pflegt.

Die Namen und Beziehungen, welche man den einzelnen Linien beilegte, sind folgende: Die große gekrümmte Linie, welche sich um den Ballen des Daumens und darauf verlegten Venusberg hinzieht, heißt die Lebenslinie (Linea vitalis) auch Herzlinie, und bezieht sich auf die Stärke der Lebensgeister, deren Sitz man ehemals ins Herz legte, und auf die Lebensdauer, wobei man den Viertelkreis, welchen sie beschreibt, in 90 Theile zu theilen pflegte, um zu erkennen, in welchem Alter ihre Durchkreuzung Krankheiten, oder ihr plötzliches oder allmähliges Aufhören jähren oder durch Schwäche angezeigten Tod bringen werde. Ihr gegenüber verläuft die Leber- oder Magen-Linie (L. hepatica), welche die Beschaffenheit der verdauenden und ernährenden Organe anzeigt, übrigens in ihrem Verlaufe unbeständig ist und bisweilen ganz fehlt, wenn in der Mitte der Hand die Glück- oder Saturns-Linie (L. saturnina), die sonst zu den Nebenlinien zählt, als Hauptlinie ausgedrückt ist. Dieselbe bezieht sich, wie schon der Name ausdrückt, auf Glück und Fortkommen im Leben, Haushalt, Besitz und auskömmliche Stellung. Quer zu den genannten 2 oder 3 Hauptlinien verlaufen die beiden andern Hauptlinien, die Kopf- oder Naturlinie (L. cephalica seu Media naturalis) und die Tisch- oder gemeine Linie (L. mensalis s. communis), von denen die erstere, welche sich gewöhnlich mit der Lebenslinie vereinigt, den Zustand des Kopfes sowie aller an demselben befindlichen Sinnes-Organen, ferner des Geistes und Gedächtnisses anzeigt, während die Tischlinie die Stärke des Körpers und der Brust andeutet. Auch die letzteren beiden Linien verschmelzen, wie dies schon bei der Leber- und Glückslinie erwähnt wurde, wiewohl seltener, in eine einzige, was für das Zeichen eines falschen und niedrigen Charakters angesehen wird. Zu den Hauptlinien rechneten einige Autoren noch die erste Querslinie unter der Handwurzel (Rascetta), deren kräftige Ausprägung auf guten Fortgang aller Unternehmungen deuten sollte.



Chiromantisches Schema des Handtellers. Linea vitalis = Lebenslinie. L. Martis = Marsl. L. saturnina = Glück- oder Saturnsl. L. hepatica = Leberl. V. lactea = Milchstraße. Media naturalis = Kopf- oder Naturlinie. L. mensalis = Tischlinie. Cingulum veneris = Venusgürtel. Linea solis = Sonnen- oder Chrenlinie. L. martis = Chrenlinie. L. l. proleares = Nachkommenschaftslinien. Triangulum = Dreieck. Quadrangulum = Tisch- oder Viereck. Rascetta, Restricta, Discriminalis = Entscheidungslinien.

Unter den weniger stark ausgeprägten Nebenlinien ist die hauptsächlichste die Sonnen- oder Chrenlinie (L. Solis), welche den Sonnenberg durchschneidet und, gut ausgeprägt, auf Verstand, Ehren und Ansehen bei den Fürsten gedeutet wurde. Der Venusgürtel (Cingulum Veneris) verkündete den Gang der Herzensangelegenheiten, darin übereinstimmend mit der Milchstraße (Via lactea), welche sich aber auch auf Gelehrsamkeit und Reizen bezieht. Eine kleine mit der Tischlinie parallel gegen den Rücken der Hand verlaufende Linie, der Heirathsstrich (L. matrimonii) ist mehrfach vorhanden, wenn der betreffenden Person mehrere Ehen bevorstehen, ebenso zeigt die Zahl der auf dem untersten Gliede des kleinen Fingers vorhandenen zur Chrenlinie senkrechten Striche (Lineae proleares) die Größe der Nachkommenschaft an. Zuweilen haben einzelne dieser Linien noch Parallellinien (Sorores d. h. Schwestern), von denen besonders die Schwester der Lebenslinie (Soror vitalis s. L. Martis) zu erwähnen ist, welche Muth, militärische Tugenden, Glück bei dem andern Geschlechte, und wenn sie lebhaft roth erscheint, auf ein jähzorniges Temperament gedeutet wird. Auch die Parallellinien der Rascetta, die Entscheidungslinien (Lineae discriminales), haben besondere Bedeutung; man berechnete daraus das Lebensalter, jede zu 20 Jahren, also 60 Jahre, wenn drei Armlinien vorhanden. Gekrümmte oder gewundene Armlinien verriethen einen kenntnißreichen Menschen, der aber leicht sein Wissen auf schlechte und namentlich auf staatsgefährliche Unternehmungen richtete. Im Allgemeinen verstärkten die Schwesterlinien das, was die Hauptlinie ausdrückt, während Quer- und Kreuzungslinien es schwächen.

Die Hauptlinien bilden eine Figur (Tisch), deren unterer dreieckiger Theil als Marsgrube oder Triangel, der obere als Viereck (Quadrangulum) bezeichnet wurde, und deren Bedeutung um so glücklicher, je bestimmter die Zeichnung und je weiter die eingeschlossenen Räume seien, wobei sich die Verhältnisse des Quadrangels mehr auf geistige Güter, Stimmung, Laune u. s. w., die des Triangels auf körperliche und materielle Verhältnisse beziehen sollten, so daß ein enger Triangel z. B. Armuth anzeigte. Ueberhaupt galten die specifischen Anzeichen der einzelnen Linien für um so glücklicher, je früher ihre Farbe, je scharfer, unterschiedener und ausgedehnter ihr Verlauf, während Schlangelungen, Durchkreuzungen oder Unterbrechungen, je nach dem Charakter

der Linie, Unfälle, Krankheiten, Verluste u. s. w., deren Zeitpunkt nach der Entfernung vom Grunde der Hand berechnet wurde, vorbedeuteten. So wurden Durchkreuzungen der Lebenslinie auf Krankheiten, Grübchen darin auf Verwundungen, Höcker der Naturlinie auf Feindschaften, dergleichen Zeichen der Ehrenlinie auf Strafen, Schande und Demüthigungen, beim Venusgürtel auf Untreue, bei der Efelinie auf Scheidung u. s. w. ausgelegt. Ferner beobachtete man, auf welche Planetenregionen die einzelnen Linien verlaufen, Nester ausstehend oder sich theilend und mit diesen in Verbindung tretend. Die Bedeutung dieser Annäherungen richtete sich nach dem astrologischen Charakter des Planeten, insofern man der Venus Einflüsse auf Liebe und Heirat, dem Jupiter auf Macht und Ansehen, dem Saturn auf Glück und Unglück in materieller Beziehung, der Sonne auf Günst, Freund- und Feindschaft, dem Mars auf Körperkraft, Krieg, Zorn und Gewalt, dem Merkur auf Studien und Künste, dem Monde auf Reisen und Weltfahrten zuschrieb. Auch die Zeichen auf den Bergen selbst erhielten dadurch ihren Charakter und zwar wurden hierbei meistens Striche als Gegenanzeigen, z. B. Untreue auf dem Venusberg, Reise-Unglück auf dem Mondberg, — Kreuzchen dagegen als bekräftigende Zeichen, z. B. Erbschaften auf dem Saturnsberg, Ernennungen auf dem Jupitersberg u. s. w. angesehen. — Diese Zeichenlehre ist bei einigen Chiromanten eine höchst complicirte und wechselt, wie alle diese Deutungen, bei den verschiedenen Autoren. Ebenso ist es mit den Verkäufungen, Krümmungen u. s. w., und wollen wir als specielle Beispiele nur anführen, daß ein grader, von der Tischlinie zur Naturlinie gehender Ast einen Zweikampf, ein gekrümmter eine Erbübervertheilung bedeutete. Fortschreiten der Ehrenlinie bis in den Triangel verkündete Unsterblichkeit. Im Allgemeinen wurde eine einfache klare Handzeichnung, in der alle Linien ihre richtige Stelle einnehmen, als glücklich betrachtet, weil sie eine gute Harmonie der Geistes- und Körperkräfte anzeigen sollte, während Hände, die wie eine Landkarte mit einem verworrenen Liniennetz bedeckt, als unglückliche Anzeichen betrachtet wurden, Schreckliches verkündend, wenn alle Linien ihren gewohnten Platz verlassen hatten.

(Schluß folgt.)

Wirthschaftsplaudereien.

Der Canarienvogel, seine Geschichte und Pflege. Etwas weiter als dreihundert Jahre reicht die europäische Geschichte des harmlosen, gelben Inselvögelchen, der seit seinem Erscheinen auf dem Festlande Herzen und — Ohren von Jung und Alt eroberte, der bei uns sein Bürgerrecht erwarb, und dem bis heute noch kein fremdländischer Rival Abbruch in seiner Eigenschaft als Viehliebhaber in Hütte und Palast zu thun vermochte. Die kleine Geschichte des Canarienvogels bietet Interesse genug, daß seine Freunde — und dazu dürfen wir wohl die Mehrzahl der Bazarleser zählen — sie einmal an dieser Stelle vernehmen.

Ursprüngliche Heimath des Canarienvogels sind die Inselgruppen des atlantischen Meeres, nordwestlich der afrikanischen Küste, zwischen dem 27. und 40. Grade nördlicher Breite gelegen. Unter diesen ist es wieder die Inselgruppe, deren herrliches, mildes Klima, deren Fruchtbarkeit ihr schon in alter Zeit den Namen der „Glücklichen Inseln“ verschaffte, auf welcher zuerst Europäer den schmetternden Gesang des kleinen Vogels vernahmen. Zuerst im Jahre 1316, zum zweiten Male im Jahre 1478 eroberten Spanier die Canarischen Inseln und brachten die Schätze derselben nach Spanien, schwerlich befand sich aber unter denselben in erster Zeit der unscheinbare liebreiche Vogel, denn es waren bloß Geleiten, die dort ein friedliches und in der Cultur weit vorgeschrittenes Volk, die Guanahes, betriegen und ausrotteten.

Als aber ein geregelter Verkehr mit dem Mutterlande eintrat, da bemächtigte sich auch die kaufmännische Speculation des Handels mit den „Inselvögeln“ und lange Zeit versorgten ausschließlich spanische Schiffe die europäischen Häfen mit den Lieblingen der Frauen. In der Mitte des 16. Jahrhunderts werden die Canarienvögel zuerst von Conrad Gesner beschrieben; sie waren damals in Deutschland, eben wegen des Monopoles der Spanier, sehr selten und kostbar, so daß sie nur in den Häusern reicher und vornehmer Personen gehalten, und die Käufer, wie bei Gesner erzählt wird, nicht selten mit andern Vögeln betrogen wurden. Zu Anfang hatte die Erziehung der Canarienvögel in Europa viele Schwierigkeiten, theils, weil man ihre Wartung nicht recht kannte, theils, weil man meistens Männchen und keine Weibchen nach Europa brachte. So, man sagt, daß die Spanier, um sich des Monopoles zu verschern, die Ausfuhr der Weibchen verboten hätten. Wie Molina erzählt, erlit dieses Monopol den Todesstoß, als im Jahre 1650 ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff, welches nebst andern Waaren manches Tausend von Canarienvögeln an Bord hatte, hart an der italienischen Küste Schiffbruch erlitt. Während dieses Unfalles waren die Käfige der Vögel angegangen, und letztere flogen alle westlich und ließen sich als freie Anflieger auf der Insel Elba nieder. Das dortige günstige Klima bot den Canarienvögeln eine neue Heimstätte und nun wurde, für Italien wenigstens, Elba die Bezugsquelle für Canarienvögel. Aber auch hier wurde bald unter den einheimisch gewordenen Canarienvögeln aufgeräumt, und es begann nun in Italien zuerst die Zucht und Zählung der kleinen gelben Sänger. Nicht Italien fand die Zucht der Canarienvögel in Tyrol einen überaus günstigen Boden. Wie Volz erzählt, bevorzugten die Männer die Hede und den Handel, während das weibliche Geschlecht den zierlichen Vogel in den Bereich der Toilette und des Besuchsimmers zog, so daß zum Sonntagsfräulein der Frau oder des Mädchens bald der Canari auf dem Reifegerüst der rechten Hand gehörte. Mit diesem Schmucke, so unentbehrlich als der goldene Ring, sah die Ehefrau ein Sonn- und Festtags in Erler ihrer Stube, vollkommener Ruhe pflegend. Mit dem Vogel in der Hand wurden die Besuche angenommen, und eine Hauptwürze der Unterhaltung waren die Erlebnisse nach dem Befinden des Lieblingen und die Lobreden auf seine Talente. Eine Frau, die etwas gelten wollte, ließ sich nicht anders malen, als mit dem Canari auf dem Finger. Der Canarienvogel acclimatirte sich bald völlig und die ganze Welt bezog ihren Bedarf geruame Zeit nur noch von Tyrol. Durch die Acclimatization des Canarienvogels ging im Laufe der Zeit äußerlich eine völlige Verwandlung des Wildlings vor sich. Der wilde Canarienvogel, der noch heute, sowohl in den Gärten der volkreicheren Städte, als in den abgelegenen stillen Wäldern der canarischen Inseln auf Wämmen nistet, ist nach Dr. Volz, der ihn in seiner Heimath beobachtete, merklich kleiner, geduldlicher als schlanker als die Mehrzahl unserer gezähmten, seine Färbung nicht gelb, sondern im Großen und Ganzen mit derjenigen des zahmen weichen wir den grünen oder grauen nennen, übereinstimmend. Sie besteht beim erwachsenen Vogel in einem bräunlich-graugrünen Mantel, während die Schwingen und Schwanzfedern mattgrünlich und grünlich gefärbt und der Hinterleib grünlich gelb ist. An Stirn, Gesicht, Kehle und Brust herrscht mattglänzendes Goldgrün vor, welches durch sichgraue Zeichnungen mit der Färbung des Rückens verbunden wird, nach unten zu aber in das Weiß des Bauches übergeht, bis zu welchem sich auch die ins Weibliche spielende, durch dunklere Schattirung gehobene Farbe der Seiten erstreckt. Der wilde Canarienvogel hat sein Nest sehr versteckt aus Pflanzenwolle, wo nur größere Stoffe zu finden sind, auch aus Moos und Halmen mit weicher Ausfütterung. Was den Gesang anbelangt, so sagt Dr. Volz darüber, daß die wilden Canarienvögel wie in Europa die zahmen singen. Der Schlag der letzteren sei durchaus nicht durch Kunst herbeigeführt, sondern vielmehr, wenn auch zuweilen durch fremde Vögelgelegenheit verändert, doch im Ganzen geblieben, wie er ursprünglich war. Einzelne Wendungen hat die Erziehung umgewandelt und zu glänzenderer Entwicklung gebracht, andere hat der Naturzustand in größerer Frische und Reinheit bewahrt; beide Gesänge sind daher noch jetzt vollkommen übereinstimmend. Unter den Canarienvogelzucht gibt es, wie unter den zahmen natürlich gute und minder gute Sänger. Reiner und Liebhaber wissen sehr wohl unter den zahmen Canarienvögeln besonders talentreiche und geschulte Sänger, sowie die mannichfachen Nuancen des Gesanges zu unterscheiden.

Wir wenden uns nun ganz zu dem zahmen Canarienvogel und seiner Pflege, dem empfehlenswerthen Schriftchen von Dr. Karl Ruy, „Der Canarienvogel, seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht“ (besonderer Abdruck aus des Verfassers „Handbuch für Vogelliebhaber, Züchter und Händler“), Hannover, Carl Kümpfer, folgend. Die Zählung und Züchtung des Canarienvogels, seitdem dieselbe in großem Maßstabe nicht nur in Tyrol, sondern auch in anderen nördlicher gelegenen Klagen, im Harz, in Holland u. s. w. in speculative Hände gelangte, hat durchgreifende Veränderungen in Farbe und Gestalt des Vogels, und das in verhältnißmäßig kurzem Zeitraum herbeige-

bracht. Man unterscheidet zunächst zwei Hauptgruppen der zahmen Canarienvögel, die deutsche Race und die holländische Race umfassend. Unter den deutschen Vögeln stehen ihres vorzüglichen geschulten Gesanges wegen die echten Harzer Canarienvögel obenan — wohl verstanden gibt es aber auch echte Harzer, die unter schlechten Lehrmeistern nur Mittelmäßiges erlernten. Die Kunstfertigkeit im Gesange abgerechnet unterscheidet der Liebhaber die Spielarten der deutschen Race nach den Färbungen der Vögel. Da gibt es Hoch- oder Goldgelbe, Strahlgelbe, Weiße (Hellgelbe), Tüpfelfarbene, Graugrüne und ein Heer von Schänden und eigenartig gezeichneten Vögeln (Schwalben, Einkägel u. c.). Ferner scheidet man die deutschen Canarienvögel auch in Glattköpfige und Gehäubte. Letztere wieder in Geschöpfe, Gekrönte und Tollige. Erwähnenswerth erscheint auch das Vorkommen von Albinos, das heißt rein weißer, köthängiger Canarienvögel, sie sind gleich den meisten Albinos krankhaft weichlich. Die Canarienvogel-Zucht in Deutschland hat längst die Zucht Tyrols überflügelt; Ruy schätzt die Zahl der alljährlich in Deutschland gezüchteten Vögel zwischen 150—200,000 Vögel, wovon auf den Landestheil Hannover allein über 50,000 Köpfe kommen sollen. Böcker erzählt, daß in Andrasberg im Harz, einem Bergstädtchen von etwa 500 Feuerstellen, welches die berühmtesten Sänger liefert, jährlich etwa 30,000 junge Canarienvogelchen gezüchtet werden. Der Großhändler Reiche in Alfeld bei Hannover soll nach Brehm jährlich 65—70,000 Stück Canarienvögel ausführen, vornehmlich nach Nordamerika, aber auch nach Südamerika, Indien und Australien. Im Hinblick auf den enormen Absatz dieser Vögel erhebt es demnach immer noch rathsam, die Canarienvogel-Zucht auch anderswo zu versuchen, umso mehr, als zu derselben kein großes Anlage-Capital, freilich aber Liebe und Sorgfalt gebühren. Ausführliche Anleitung zur Zucht der Canarienvögel gibt das erwähnte Schriftchen von R. Ruy. — Die holländische Race der Canarienvögel zeigt um fast ein Drittel größere, schlankere und hochbeinere Individuen als die deutsche, die Muskeln der Beine sind dehnbarer, so daß der Vogel in sonderbar aufrechter Haltung, mit mehr oder minder gekrümmtem Rücken, emporgezogenen Schultern und wagrecht gehaltenem Kopfe dasteht. Diese Vögel sind weicher, leichter und öfter Erkrankungen ausgesetzt, nisten weniger ergiebig und besitzen bei Weitem nicht die volle Kraft und Schönheit des Gesanges. Auch die holländische Race, welche erst seit etwa zehn Jahren in Deutschland allgemeiner bekannt geworden, hat Spielarten aufzuweisen: die eigentlichen Holländer oder Trompeter mit Brusthaube und Epauletten von verlängerten Federn, die Rabanter, kleiner und ohne Epauletten, die Bräuseler, schlank, glatt und mit stark ausgeprägtem Magenbuckel.

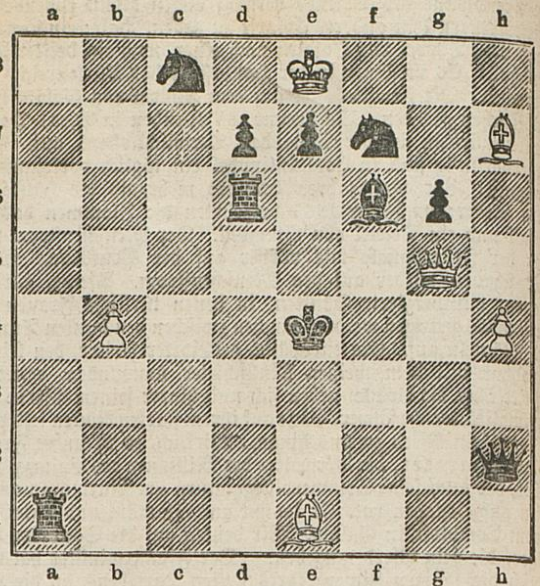
Behandlung und Pflege des einzelnen Canarienvogels — gleichviel welcher Race — sind zwar einfach, mühelos und größtentheils auch bekannt, nichtsdestoweniger wird eine Zusammenstellung der Hauptregeln hier willkommen sein und manchem Liebhaber manches weniger Beachtete dann vielleicht zu Gute kommen.

Die erste Sorge für das Wohlbefinden des kleinen Sängers ist ein behagliches Nest, ein geräumiger, nicht runder Drahtkäfig, von mindestens 12—18 Zoll (31—47 Centimeter) Höhe, 16—22 Zoll (42—57,6 Cent.) Länge und 10—12 Zoll (26—32 Cent.) Tiefe. Das Drahtgerüst muß fest und eng sein, je dünner der Draht, keinesfalls darf der Vogel den Kopf hindurchstecken können. Der Anstrich muß in unschädlichen Lackfarben (kein giftiges Achromgrün!) bestehen, welche so hart antrocknen, daß der Vogel Nichts davon abknabern kann. Die Stangen sollen nicht aus zu hartem Holz, auch nicht zu glatt gerundet und zu dünn sein; am besten werden sie aus Lindenholz geschmitten, und so dick, daß der Fuß sie nur halb umfassen kann. Ruy hält es für zweckmäßig, wenn oben eine dünnere und unten einander gegenüber zwei dickere Stangen angebracht werden. Die Schublade sollte immer nur aus Metall bestehen, während die Futter- und Trinkhänge aus Porzellan oder Glas gefertigt sein müssen und am besten in drehbaren Erkerchen stehen. Weisung-Käfige, welche leicht giftigen Grünspan ansetzen, vermeide man. Die Thür des Käfigs muß nach unten zufallen; die Schublade wird am zweckmäßigsten noch durch eine ebenfalls herabfallende Klappe verschlossen, so daß beim Reinigen oder Füttern der Vogel niemals entkommen kann. Was die Fütterung anbelangt, so gibt man dem einzelnen Sänger, ebenso den Weibchen außer der Nistzeit guten Sommerkräuter- und etwas Canariensamen. Zuweilen erfrischt man die Vögel durch Grünkraut (Salat, Vogelmilch, Kreuzkraut, Brunnenresse, Rebjeda u. c.) und ein kleines Stückchen Zucker, auch süßes Obst, Aepfel- oder Birnenschnitten. Haarf gebe man nur, wenn ein Vogel sehr abgemagert ist, jüngeren Vögeln muß man beiseiten quetschen. Auf die Dauer ist eine Fütterung mit Haarfamen nicht zuträglich, auch gebe man Acht, daß die Futterlappen nicht alt und muffig seien, besonders ist beim Haarfamen darauf zu sehen, daß diese brechen Körner nicht ranzig sind. Vermeiden muß man es, den Canarienvögeln Ledererlen, wozu Stacheln, Fleischnarissen u. c. zählen, zu reichen; zuträglich ist dagegen zeitweise ein wenig Molkejamen und gepulvertes Hafer. Niemand muß man den Canarienvögeln ein bestimmtes Futter, an welches sie gewöhnt, plötzlich entziehen, sondern sie ganz allmählig an diejenigen Samen erwidern, welche man für zuträglich hält. Ebenso wichtig als die Sorge für zuträgliches Futter, ist die Sorge für Reinlichkeit des Käfigs. Die Schublade wird täglich, mindestens aber alle zwei bis drei Tage ausgekratzt und mit frischem Sand befreit. Ist eine Holzschublade einmal vernachlässigt worden, so brüht man sie mit heißem Wasser aus und läßt sie sorgfältig, d. h. nicht zu rasch trocknen, so daß die Bretter sich nicht krümmen, häutet sie nun ganz dünn mit feiner Holzschale aus, legt Zeitungspapier darüber und bestreut dieses dicht mit sauberm, trockenem Strohband. Der Sand muß möglichst grobkörnig und niemals feucht oder gar nass sein. Hat man keinen anderen, als etwas scharfen Flußsand, so trocknet man ihn zuerst staubig aus und vermischt ihn dann etwa zum dritten Theile mit guter Gartenerde. Wenn ein Vogel Wunden bekommen hat, so wird er an den Stellen, wo er sich nicht selber putzen kann, also an Kopf, Schultern und Ober Rücken dünn mit Glycerin bestrichen und darüber blatt man vermittelst einer Federpule Infektenpulver, welches für den Vogel unschädlich ist, und daher auch in das ganze Gefieder eingeführt werden kann. Dann gibt man dem Vogel am nächsten Tage V. Dewasser, wechelt oder reinigt seinen Käfig durch Ausbrühen mit heißem Wasser auf das Sauberste und stellt ihn zugleich auf eine andere Stelle als die frühere. Die Vernachlässigung der hier gegebenen Regeln, Luftzug, ungelagertes Futter, Mangel an Reinlichkeit lassen verschiedene Krankheitserscheinungen bei den Canarienvögeln hervortreten. Am häufigsten kommt, durch Luftzug oder sonstige Erhaltung veranlaßt, Heiserkeit vor, welche — tout comme chez nous — gerade die besten und zartesten Sänger am ehesten betrifft. Besondere Heilmittel dürften hierbei wenig zuverlässig sein; meistens geht der Katarrh in Lungenentzündung über, welche sich durch Kurzatmigkeit und zeitweises Schwanzen erkennen läßt; man sorge dann für gleichmäßig warme, etwas feuchte Luft und Schutz gegen neue Erkältung und Beängstigung des Vogels. Ist der Vogel sehr fettlich, so füttere man ihn während der Krankheit möglichst knapp, nur mit gutem Kaffeejamen und lege ihm zugleich etwa ein Hirtenkraut groß reinen Salpeter ins Trinkwasser. Die verdorbenen Nierenlächer reinige man vorsichtig mittelst des Fingerringes einer feinen Feder mit verdünntem Glycerin. Ist die Heiserkeit und Kurzatmigkeit nur in Folge von zu großer Fettlichkeit entstanden, so sorge man den Vogel ebenfalls auf einfache und magere Kost, entziehe ihm alle Ledererlen und gebe ihm dagegen viel Grünkraut. Fettliche und in engen Käfigen sitzende Vögel werden mitunter von Krämpfen befallen; man behandle sie wie vorhin angegeben und bringe sie in einen geräumigen Käfig. — Bei Verstopfung und daraus folgender Unterleibsentschuldung, theils von zu fettem oder unpassendem Futter, theils durch Luftzug veranlaßt, gibt man dem Vogel täglich etwa 6—8 Tropfen wässriger Napharabertinur in das Trinkwasser und bestreicht ihm den ganzen Unterleib mit Provercerol. Dabei füttere man reichlich Grünkraut und Obst, aber nur einerlei Samen und auch nur möglichst mäßig. — Durchfall, welcher bei älteren Vögeln gewöhnlich nur nach verdorbenem Futter, bei jungen dagegen oft durch die geringste Erkältung hervorgerufen wird, sucht man durch Wärme und täglich einmaliges Bestreichen des ganzen Unterleibes mit erwärmtem Del oder besser mit Muscatbalsam (aus der Apotheke) zu heben. Auch Opiumtinctur, und zwar einen Tropfen für jeden Vogel in ein kleines Gefäß mit Trinkwasser gegeben, hat man neuerdings mit gutem Erfolge angewandt. — Alle Wunden, Geschwüre, Ausschlag u. s. w. bestriche man einfach mit Glycerin, welches mit 20 Theilen Wasser verdünnt ist; die Geschwüre öffnet man auch, und bei den Ausschlägen muß man namentlich gutes, reichliches Futter geben. Wir fügen aus eigener Erfahrung hinzu, daß man an Stelle des Glycerin sich mit großem Erfolge, namentlich bei Ausschlägen, auch fahlen durch Parasiten hervorgerufenen Hautstellen, Wunden u. c. des Carbollöses, d. h. eines Gemisches von 1 bis 2 Theilen reiner Carbonsäure und 100 Theilen gutem Provercerol (ein Gemisch, welches man in der Apotheke bereiten läßt) bedient.

Was schließlich den Einkauf der Canarienvögel anbelangt, so geht man, da namentlich bei hochgeliebten Vögeln die Erkennung der Geschlechter selbst geübten Händlern schwer fällt, als Laie am sichersten, wenn man nicht dem eigenen Urtheile vertraut, sondern sich an reelle Händler wendet, man kann sonst in die Hände von „Schönfärbern“ fallen, die durch Anpinseln der Weibchen mittelst Kurantmactur diese das Ansehen von Männchen zu geben suchen. Wir setzen hier einige Firmen der bekannteren und realen Vogelhändler Deutschlands her: Karl Hagenbeck in Hamburg, St. Pauli; Schmidt in Berlin, Friedrichstraße 93; Guder in Leipzig, Markt 3; Hieronymi in Braunschweig; Wenich in Breslau, Hinterhäuser 10; Wagner in Odenburg; Zuckerkandel in Dresden; Anton Schreiber in Wien; A. Bouvie in Köln; Chr. Seeges in Nürnberg; Wörfel in Prag.

Schach-Aufgabe. Nr. V.

Von R. S. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Buchstaben-Räthsel.

M	B	R	W	S
D	O	E	E	C
I	L	O	D	O
S	A	I	I	A
O	L	C	S	I

Die Erste ist als edler Wein bekannt, Ein liebend fürstlich Weib die Zweite nennen will. Als Schäferin im lieblichen Jbuhl Ist Dir die Dritte sicher schon bekannt. Ein Kloster zeigt die Vierte am Meeresstrand. — Zwei halbe Döne nur das Ganze schmecken. — Schwer ist es nicht — Du wirst es raten müssen. —

v. S.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 194.

N E M O
E D A M
M A D E
O M E N

Correspondenz.

- Mehrere Abonnentinnen. Die Ziehung der „Deutscher Lotterie“ ist auf den Monat September d. J. verschoben. Ausführlicheres in der nächsten Correspondenz.
- W. in Prag.** 1. Alle mechanischen Mittel, männliches Haupthaar krank zu erhalten (Brennen und Einwickeln) werden für das Haar auf die Dauer schädlich; andere Mittel gibt es nicht. 2. Häufiges Baden und reichliche Saft; Waschen des Gesichtes mit Schwefel-Kampfer-Seife oder Kummel-Weißem Waschwasser (aus der Apotheke).
- M. in O.** Wir wissen kein Mittel, um verschiedene Nuancen von Jaspis-Stoff aus roher Seide gleichartig zu machen. Durch nasse Wäsche verliert der Stoff das neue Aussehen, chemische Wäsche läßt den Farbstoff unverändert; es wird nichts übrig bleiben, als den Stoff färben zu lassen.
- Mary C.** Die aus dem Feuerrohr tropfende Flüssigkeit ist eine Art Thier-Fleisch davon in der Wäsche reibt man zuerst mit Fett oder Butter ein und entfernt sie nach dem Erweichen mit Benzol.
- M. in Wien.** 1. Das Nummernfeldische Waschwasser ist ein altes, bekanntes Mittel bei Mittern. — 2. Das von uns öfters empfohlene Pfliothron.
- Langjährige Abonnentin.** 1. Als Zeichenvorlage für den Selbstunterricht im Zeichnen landschaftlicher Gegenstände schlagen wir Ihnen die von Hubert und von Calame vor; Sie erhalten dieselben in Berlin bei Deul's Künstlermagazin, Leipzigstraße. — 2. Jodlin's chemische Reinigungsanstalt. — 3. Wir kennen kein Verfahren gelb geordnete Stoffe gegenständig zu bleichen, ohne dieselbe von dem mit ihnen in Zusammenhang stehenden Stoffen (Leder u. c.) abzutrennen.
- Schloßfräulein im Rosenbusch.** Die weiße Angora-Daube mit gefleckter Seide wird am allerbesten durch chemische Wäsche (mittels Benzol) gereinigt. — Wir wollen Ihr Mittel gegen Sommerproffen, welches Ihnen geholfen haben soll — verzeihen Sie einige Zweifel unterseits — hier zu Ruh und Frommen unsern Verehrten herbeizien; man reibe das Gesicht mit dem Saft (Schleim), der die großen braunen Gefäßnetze bedeckt, ein, lasse die schleimige Masse über Nacht auf dem Gesicht, wiederhole dies wenn nöthig noch an einem zweiten Tag, und die Sommerproffen werden verschwinden.
- Eugenie von B. in D.** Fleißiges Baden und Waschen der Gesichtshaut mit Kornbrandwein. Das Kräfeln der Locken ohne Brennereien ist die Seite 232 des Bazar Jahrg. 1872 (unter J. D. in Vignitz) besprochen worden.
- Ein Abonnent.** Das Mittel soll gut sein; Bestimmtes darüber konnte wir noch nicht erfahren. Jede Apotheke kann dasselbe anfertigen. — Dr. Hager ist Mitredacteur der Industrie-Blätter in Berlin.
- Dankbare Abonnentin.** Das Holz wird zuerst mit Leinölstrich überstrichen (grundirt), dann freicht man nach dem Trocknen die betreffende, mit etwas Citronen- und Fenchel zur streichbaren Consistenz verdünnte kausliche Farbe nach und wiederholt den Anstrich nach dem Trocknen. Das Holz wird Ihnen der Kaufmann sagen, bei dem Sie die Delfarbe kaufen.
- Bachstele jr.** Die Fettklebe auf matten Glasgläser entfernt man durch Aufstreichen eines Breies aus gekauter Magnesia und Benzol. Nach dem Antrocknen büßt man das Glas ab; wenn nöthig ist das Verfahren zu wiederholen.
- H. in L.** Es gibt kein „wirklich gutes“ und fraglos unschädliches Mittel gegen Sommerproffen.
- Langjährige Abonnentin in L.** Die Ihnen fehlenden Nummern können Sie durch unsere Administration beziehen. Angabe Ihrer Adresse ist nöthig.
- Abonnentinnen.** Wir empfehlen Ihnen als trefflichen Führer: „Wiederführer durch die Kaiserthron und auf den beachtlichsten Thronen durch die österreichisch-ungarische Monarchie. Unter besonderer Berücksichtigung der Welt-Ausstellung 1873. Mit 7 Karten, 23 Plänen und Grundrissen, 21 Ansichten. Preis 1/2 Thlr.“ Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.